Deutsche Hausbibliothek.
Band II.

Der Bruder des Leutnants.

Von

M. Christlieb.

Anklam.
A. Schmidts Verlag.
[1892]

Der Bruder des Leutnants.

Von

M. Christlieb.

Die Wiese ist dürr und trocken, auf Blättern und Blumen liegt grauer Staub, aber vergeblich lechzen sie nach Regen, der Himmel ist blau und klar, und die Sonne strahlt mit sengender Glut auf die verdorrenden Felder.

Die Schulkinder haben Hitzferien und hüpfen froh nach Hause; nur dem einsamen Knaben, der mit seinen Büchern weit vom Kirchdorf herkommt und den Wiesenpfad einschlägt, scheinen die freien Stunden nicht die Elastizität zu verleihen, um seinen Weg wie die andern im Polkaschritt zu nehmen.

Der Gedanke, daß er bald den Schatten des fürstlichen Parks erreichen wird, und daß ihn zu Hause der gedeckte Tisch mit einer Terrine kalter Blaubeersuppe erwartet, ermöglicht es ihm, noch einen Fuß vor den andern zu setzen.

Endlich steht er vor der heißen Parkmauer, von der ihm die Hitze verdoppelt entgegenstrahlt, aber es ist der

letzte qualvolle Moment. Die Stirn an die Mauer gelehnt, zieht er aus einem Versteck einen seltsam verschnörkelten Schlüssel hervor und öffnet die Thür. Wie aus einer andern Welt weht es ihm entgegen, Wasserluft, Wald- und Blumenduft haucht es aus dem grünlichen Schatten uralter Bäume, von den Rasenteppichen, den blühenden Sträuchern und Beeten.

Links von seinem Wege rinnt ein kaltes, geschwätziges Wasser; es stürzt sich mit weißem Schaum über bemooste Steine, und goldene Flecke, Sonnenstrahlen, denen es gelungen ist, das dichte Laub zu durchschlüpfen, hüpfen drüber hin.

Rechts von der schattigen Allee breitet sich ein Rasenteppich aus, der ab und zu von einer mächtigen Ricinusstaude oder von dem Prachtexemplar einer Schwarztanne, einer Eiche, einer Gruppe Hängebirken unterbrochen wird; er senkt sich in die breite Mulde des Wallgrabens und steigt wieder empor bis zu den grauen Mauern des Schlosses.

Farbenprächtige Teppichbeete ziehen sich unter den blitzenden Fensterreihen den Abhang hinab, so genial hingeworfen, als wären es wirkliche Teppiche. Zierliche weiße Gartenmöbel stehen unter einer Ahorngruppe, und zwei Windspiele jagen sich auf dem weichen Grün. Alles ist so frisch, Gras und Blumen, als stünde der fürstliche Garten nicht unter derselben Sonne, wie draußen das schmachtende Thal.

Aber da zischen auch überall die Schläuche der Wasserleitung im Gras, und barfüßige Gärtnerburschen

laufen bald hierhin, bald dorthin, die Schläuche umzulegen.

Vollständig erfrischt bleibt der Knabe auf dem weiten Kiesplatz, der die Allee unterbricht, stehen. Er kennt jede Zinne, jedes Fenster, jeden Schornstein des Schlosses, aber er hat es noch nie vermocht, diesen Weg zu nehmen, ohne hier stehen zu bleiben oder beim Vorbeigehen die Augen darauf zu heften.

Der mächtige Quadratbau mit dem viereckigen finsteren Turm liegt frei vor ihm. Nur ein Teil ist bewohnt; da hängen weiße Rouleaux hinter großen Scheiben, oder blähen sich feine Gardinen im Zuge, und unten auf der breiten Terrasse, von der graue, mit Hortensien flankierte Steinstufen in die grüne Mulde hinabführen, steht ein Tisch, dessen Geschirr im Sonnenlicht funkelt. Zwei Damen in hellen Morgenkleidern sitzen mit Handarbeit beschäftigt in tiefen Stühlen.

Der weitgrößte Teil des Schlosses einschließlich des Turmes sieht dagegen höchst unwohnlich aus. Tiefe kleine Fenster mit flaschengrünen Scheiben, finstere, vergitterte Luken unterbrechen unregelmäßig die grauen Mauern. Dieser Teil aber ist der wahre Magnet für den Knaben, alles, was er an Poesie und Romantik in sich hat, das findet Stoff an diesen Erkern und Zinnen, den dunklen, hallenden Sälen, den muffigen, kellerartigen Stuben, den runden Turmzimmern voll Dohlengekrächze.

Sein Geist empfindet das Wehen einer versunkenen Welt, den Zauber einer großen Vergangenheit, der solch ein Schloß umgiebt, und mit dem der stilgerechteste Bau der Neuzeit nicht rivalisieren kann.

Ein kleiner, untersetzter Herr mit einer großen Nase, und an seinem Arme eine schlanke, kräftige Dame mit derselben großen, klugen Nase, denselben grauen, scharfen Augen, derselben unabhängigen Haltung schreiten auf ihn zu.

„Nun Max Meschede," sagt der Herr, dicht vor dem Knaben stehen bleibend — „mache, daß du nach Hause kommst, ihr habt Besuch; ich habe ihm den Weg gezeigt."

„Durchlaucht!" stottert der Knabe, aus seinem Traum auffahrend und dunkelrot seine Mütze vom Kopf reißend.

Durchlaucht winkt grüßend mit der Hand, die Dame lächelt, und beide verschwinden in der grünlichen Dämmerung eines Laubenganges, ehe es dem Knaben deutlich zu Bewußtsein gekommen ist, daß er die Ehre gehabt hat, von Sr. Durchlaucht angeredet zu werden. Das war ihm schon einmal passiert. Beim Vogelschießen hatte ihm der Fürst auf die Schulter geklopft und zu seinem Vater gesagt: „Hübsch gewachsen ist er." Wie ein Wonneschauer hatte es ihm den Rücken hinunter gejagt, und jetzt sprach der Fürst so vertraulich von einem Besuch, den er zurechtgewiesen. Max ist von dieser Huld derart hingenommen, daß er sich kaum die Frage vorlegt, wer der Besuch wohl sein könnte, eine Frage, die ihn sonst aufs lebhafteste beschäftigt hätte, denn Besuche sind in Lichtenberge etwas Seltenes. Von dem Gedanken, die gehabte Begegnung seinen Eltern zu erzählen, beflügelt, stürzt er nach Hause, und erst im Hausflur, als er einen fremden Hut auf dem Tische liegen sieht, kommt ihm der beängstigende Gedanke: „Wer mag der Besuch sein?"

Nun überkommt ihn die kindische Angst vor einer ersten Begrüßung, wie sie einsam aufwachsende Kinder meistens durchmachen müssen. Er sieht den Hut an, als könnte der ihm Aufschluß geben. Es ist ein großer, weicher Hut, er hat so etwas Kühnes, Herausforderndes in seinen ungezwungenen Konturen; er dreht ihn mit den Fingerspitzen vorsichtig um, und ein schönes rotes Atlasfutter, ein Paar gelbe Handschuhe, schlank und glatt, kamen zum Vorschein.

Max beschließt, seinen Sonntagsanzug anzuziehen, ehe er dem Besitzer dieses Hutes und dieser Handschuhe unter die Augen tritt.

Leise schleicht er die knarrenden Treppen zu seiner Giebelstube empor, kleidet sich hastig um und steigt feierlich hinab, erst zur Küche, um sich des Näheren zu erkundigen, aber niemand ist darin.

Das Bewußtsein, eben mit einem Fürsten eine Unterredung gehabt zu haben, giebt ihm schließlich den Mut, die Thüre des Eßzimmers zu öffnen und sich durch einen möglichst engen Spalt zu zwängen.

Mit einem Blick sieht er, daß der gewöhnliche Familientisch einer festlichen Tafel gewichen ist, daß Mama (man lege den Druck auf die erste Silbe) das Beste, was Leinen, Silber und Speiseschrank liefern können, hervorgeholt hat.

Bei seinem Eintritt springt ein großer, schlanker Herr vom Tische auf und erreicht ihn mit zwei langen Schritten noch an der Thür. Max ist ganz betroffen von der Schönheit des jungen Mannes; diese athletische Gestalt, das bronzefarbene Gesicht und das dichte, auf-

rechtstehende, ungescheitelte Haar haben etwas so Fremdartiges und Elegantes, wie er es nur zuweilen im Schloßpark aus der Ferne gesehen.

Der für Schönheit so empfängliche Knabe starrt dem Fremden bezaubert ins Gesicht. Er fühlt den Druck der kühlen, elfenbeinharten Hand, und die tiefe, klangreiche Stimme schlägt wie aus weiter Ferne an sein Ohr: „Ich bin Thankmar; wie begrüßt man denn einen Onkel?"

Der Knabe hebt sich auf die Fußspitze und küßt den jugendlichen Onkel in feierlicher Befangenheit, dann geht er an seiner Hand zum Tische und setzt sich neben ihn. Thankmar, Thankmar, wiederholt er im Geiste, noch immer mit großen Augen an dem Gesicht des jungen Mannes hängend, wie das klingt und wie es zu der Erscheinung paßt! Er hat wenig oder gar nichts von dem Dasein dieses Onkels gewußt. Der Großvater hatte, als sein Sohn schon längst das Haus verlassen, noch einmal geheiratet, der Vater hatte seinen kleinen Stiefbruder ein paarmal als Kind gesehen, seiner oft liebend gedacht und ihn dann ziemlich vergessen, da Thankmar nichts that, um sich in seinem Andenken zu erhalten.

Jetzt sitzt er aber stolz und glücklich neben seines Vaters Sohn, und in seinem Herzen ist soviel Zärtlichkeit erwacht, als es sein Phlegma zuläßt.

„Nun, Max, wie ist es dir denn heute in der Schule ergangen?" mit dieser Frage, wie sie jeder verständige Mensch an ein Schulkind richtet, wendet sich Thankmar an seinen Neffen.

„Ich gehe nicht in die Schule, ich habe Privatstunde beim evangelischen Pfarrer in Lichtendorf.“

„Na, das ist ja ziemlich dasselbe, was hast du also vorgehabt?“

„Ich hatte Latein, Religion und Geschichte.“

„Da ist dir wohl ganz übel davon?“ und Thankmar zwinkert ihn an.

Verwundert schüttelt Max den Kopf. „Ich lerne gern!“ sagt er einfach.

„Wie weit mußt du denn laufen, um deine Gelehrsamkeit einzuholen?“

„Beinahe $^{5}/_{4}$ Stunden!“

„Nicht übel bei der heutigen Temperatur!“

„Ach, ich gehe fast $^{3}/_{4}$ Stunden durch den fürstlichen Park, da ist es sehr schön. Und denkt euch, heute begegnete mir der Fürst und sagte zu mir: »Nun, Max Meschede, mache, daß du nach Hause kommst! Ihr habt Besuch; ich habe ihm den Weg gezeigt.« Das warst du, Onkel Thankmar, er hat also auch mit dir gesprochen!“ setzte er triumphierend hinzu. „Wußtest du, daß es der Fürst war, und was sagtest du?“

„Das war also euer Fürst!“ meint Thankmar, sich nachdenklich in seinem Stuhl zurücklehnend. „Ich kam jene Pappelallee von Woltin zu Fuß, da mir der Anblick der vollgepfropften Postkutsche Übelkeit verursachte. Um aus der Glut zu kommen, bog ich in den Wald, kam in den Park und fand nicht hinaus; wo euer Städtchen lag, ahnte ich nicht. Ich war froh, als ich in dieser himmlischen Einsamkeit endlich auf Menschen stieß, um mich hinauszufragen — das war also der

Fürst und die Fürstin," wiederholte er, sich in Gedanken die Erscheinung der beiden zurückrufend.

„Nein," sagt Max, „es war der Fürst und Prinzeß Hanna."

„Seine Tochter? — die sieht aber nicht mehr jung aus!"

„Sie ist sechsundzwanzig Jahre alt!" sagte Frau Meschede.

„Wenig schön, aber distinguiert."

„Wenig schön!" wiederholt Max, ganz empört bei dem Gedanken, daß eine Prinzessin nicht schön sein könnte.

„Aber, wie redetest du sie bloß an, und mit welchen Worten antworteten sie dir, Onkel?"

Um Thankmars Lippen spielte ein Spottlächeln.

„Da ich meinen Hut schon den ganzen Morgen in der Hand trug, verneigte ich mich bloß und fragte: »Können Sie mir vielleicht sagen, wie ich von hier nach Lichtenberge komme, und in welcher Straße der Bürgermeister Meschede wohnt?«"

„Und was antwortete der Fürst?"

„Halten Sie Sich rechts, dann kommen Sie aus dem Park nach der Stadt, und da die Stadt nur eine Straße besitzt, und das Bürgermeisterhaus einen Bewurf hat, wie Sie ihn gewiß noch nie gesehen haben (der Mörtel war nämlich mit Glassplittern versetzt und bunt getupft, was einen prachtvollen Effekt machte), so können Sie nicht fehl gehen."

„Das sieht ihm ähnlich!" meint der Bürgermeister geschmeichelt. „Und die Prinzessin, was sagte die?"

fragt Max. „Was machte sie für ein Gesicht, wie sah sie aus?“

„Wie jede andre Dame in diesem Falle ausgesehen haben würde.“

Max ist nicht zufrieden gestellt. Er ist überzeugt, daß sein schöner Onkel wenigstens einen Blick des Interesses bei Prinzeß Hanna hervorgerufen haben müsse.

„Onkel, wollen wir nach dem Essen aufs Schloß gehen, ich möchte es dir gerne zeigen?“

Thankmar will ausrufen, daß er Schlösser zum Überdruß gesehen, aber ein Blick in die glänzenden, frohen Kinderaugen läßt ihn schweigen; der Knabe will ihm gewiß das Beste bieten, was er zu bieten hat.

„Morgen, mein Junge,“ sagte er. „Das muß man mit frischen Kräften thun.“

„Der Onkel bleibt längere Zeit bei uns; das pressiert nicht!“ sagt der Vater.

Nach dem Essen begleitet Max den Onkel auf das Fremdenzimmer. Ein luftiger, weißgetünchter Raum mit braunen Deckbalken und Scheuerdielen, einem kurzen roten Sofa, einem hochbeinigen Bettgestell mit Kissenbergen. Abstufungen von Decken und Deckchen verhüllen die Tischplatte, und ausgebogtes, mit Porzellanknöpfen besetztes Wachstuch schützt die Birkenkommode unter dem kleinen gesichterverzerrenden Spiegel. Stark geblaute Filetgardinen und ein, auf einem mageren Drahtgestell schwebendes Waschgerät bilden den Schluß. Dies war der Rahmen für Thankmars elegante Reiseeffekten.

Aber es ist, als wenn die Sachen etwas von ihren Besitzern annehmen; das Bett sieht aus, als wenn es gastlich den müden Wanderer in seine kühlen Kissen nehmen will. Als Thankmar sich in dem bescheidenen Zimmer umsieht, ist ihm so heimatlich zu Mute, als hätte er es jahrelang bewohnt. Er fühlte, daß seine Verwandten mit Liebe, Lust und Stolz alles gethan hatten, was in ihren Kräften stand, es ihm nach ihren Ansichten behaglich zu machen.

Er wirft sich auf das dralle Sofa und macht einen Versuch, sich auszustrecken, indem er die Knie über die Lehne hängt, dann nimmt er aus seiner Tasche ein zierliches Schlüsselbund und wirft es seinem Neffen, der die vielfach übereinander geklebten Adressen des Koffers loszerrt, hin.

„Da, Max, pack aus — wenn du willst?"

Der Knabe sieht ihn hochrot vor Vergnügen an und macht sich gleich daran. Besonders interessant fand er die Reihenfolge der schwarzen-, blauen-, oliven-, sand-, kröten-, maus-, schieferfarbenen Haus-, Gesellschafts-, Promenaden- und sonstigen Toiletten nicht, aber da war ein Koffer, welcher Einsätze mit Dingen besaß, wie sie ihm im Leben nicht in die Hände gekommen waren. Da gab es einen geschliffenen Spiegel, den man wie ein Buch zusammenklappen und in dem man sich von allen Seiten betrachten konnte. Ein juchtenlederner Toilettekasten mit silberumsponnenen Kristallflaschen, Rosenholzbüchsen, Puderquasten, Bürsten und Kämmen von Elfenbein. Da war ein Necessaire mit vollständigem Frühstücksgerät in gediegenem Silber, Mal-

kasten und Zeichenetuis und in Samt und Juchten gebundene Bücher.

„Darf ich?" Max sieht den Onkel an, Zeigefinger und Daumen um den Hals eines Flakon.

„Du thust mir einen Gefallen, wenn du den Kasten auspackst und alles auf die Kommode stellst!"

Sehr vorsichtig und linkisch baut Max die Sachen unter dem bultigen Spiegel auf, dann steht er bewundernd davor: „Das ist ja wie beim Fürsten!"

„So!"

„Aber du brauchst doch nichts davon, Onkel?"

„Denkst du denn, daß ich es mir bloß zum Ansehen gekauft habe?"

„Gekauft? Du hast es selbst gekauft?" Max sieht ihn scheu an.

„Wer sollte mir's denn schenken?"

„Nun, ich denke, irgend ein großer Herr, dem du ein Schloß gebaut!" (Thankmar Meschede ist nämlich Baumeister.)

Der Onkel lacht etwas kurz.

„Der Fürst hat die silbernen Toilettesachen nämlich auch bloß geschenkt bekommen. Ich glaube nicht, daß er für so was Geld ausgeben würde, denn Herr Meisenheim sagt, er brauche doch nur Wasser und Seife."

„Wer ist Herr Meisenheim?"

„Herr Meisenheim ist Kammerdiener beim Fürsten."

„So, so, und den fragst du über die Toilettengeheimnisse des Fürsten aus?"

„Ich habe ihn nicht gefragt. Er hat zu dem Papa beim Skat im Lämmken gesagt: »Die Stadt hätte sich

auch was Klügeres ausdenken können (die Bürger schenkten es nämlich zur silbernen Hochzeit), Durchlaucht nimmt solchen Firlefanz doch nicht in Gebrauch.«"

Thankmar sieht etwas befremdet aus; — sein Bruder mit einem Kammerdiener Skat spielend?

„Was ist das Lämmken?"

„Das ist unser Gasthaus »tum witten Lämmeken«. Der Wirt heißt Herr Fastje; er ist aus Hamburg, ein sehr netter Herr. Papa sagt, er wäre sehr gebildet und wäre nicht umsonst in der Welt herumgekommen. Denke dir, er ist in London Oberkellner gewesen und spricht englisch. Ich habe ihn sehr lieb und seine Frau auch. Das ist eine richtige Engländerin. Du solltest sie bloß kennen lernen!"

Das sind Aussichten! Ein Oberkellner und ein Kammerdiener scheinen die Ersten am Ort zu sein! Mit wem verkehrt denn der Fürst? Oder ist Lichtenberge ein so weit fortgeschrittenes Land, daß es bereits das Ideal allgemeiner Gleichheit erreicht hat, giebt es hier nicht mehr die leidigen Standesunterschiede? Ja dann, wenn Durchlaucht mitskatet, hat Thankmar nichts dagegen, sich zwischen Oberkellner und Kammerdiener zu setzen. Das wäre ja ideal! Mit solchen vorurteilslosen Menschen läßt sich verkehren. Danach muß er sich genauer erkundigen. Dieser Fürst ist vielleicht ein durchaus freisinniger Mann, hat schon längst die Ungerechtigkeit seiner Standesbevorzugung eingesehen, erkennt die nivellierende Macht unseres Zeitalters als berechtigt an und entledigt sich freiwillig der Prärogative, ehe der Zeitgeist sie ihm nimmt. Vielleicht ist

es ein Prachtkerl, der sich am liebsten mit jedem duzen möchte, auch etwas Karl-August-Natur, und dieses Lichtenberge umschließt ein Leben wie zu Weimars schönster Zeit, als die viel beschriebene, erforschte, in Vorträgen breit getretene Sturm- und Drangperiode der beiden großen Freunde in Blüte stand. Wer aber war hier Goethe? Ist sein Platz noch frei?

„Nun erzähl' mir aber auch von den andern Menschen hier! Es ist ja ganz nett, daß dein Vater mal ein Partiechen mit dem, wie heißt er doch, Fatzke . . ."

„Fastje."

„. . . mit dem Fastje und Meisenheim macht, aber die interessieren mich weniger."

Max läßt sich auf die Kante eines Stuhles inmitten des Chaos schöner Sachen nieder.

„Ja, da ist Apotheker Windel, der ist sehr alt und sonderbar und verkehrt fast mit niemand."

Also kein Goethe.

„Und dann?"

„O! dann sind noch viele andere, Kuhlemanns und Dräsickes und Balduriussens, Piepkorns und Bönnickhoffs, von denen ist nicht viel zu sagen, sie sind alt, und nur die Wichte sind zu Hause, die Jungens sind schon erwachsen."

„Wichte, was soll ich darunter verstehen? Ich hoffe doch nicht, daß man die Töchter des Hauses so benennt?"

„Nun, fein ist es eben nicht. Aber die Mädchen werden immer so genannt."

„Wichte, das muß ich mir im Notizbuch bemerken." Thankmar zieht es zu Maxens Belustigung aus der

Tasche und schreibt: In Lichtenberge heißen die Mädchen „Wichte".

„Und wer noch?"

„Da sind Schlotterhoses und Sauermilchs, aber es ist langweilig bei ihnen, ihre Jungens haben für nichts Interesse."

„Was ist denn so langweilig bei ihnen? Ich kenne nichts Amüsanteres, als die Schilderung einer recht langweiligen Familie. Fange mal bei Schlotterhoses an! Übrigens ein reizender Name!"

Max lachte hell auf; bis jetzt war ihm noch nie etwas Komisches an dem gewohnten Namen aufgefallen. „O, was soll ich da erzählen, es ist jedesmal dasselbe! Erst muß ich einen furchtbar großen Apfelstuten essen —"

„Eine Apfelstute?"

„O, Onkel, verstelle dich nicht! Wenn ihr aber in Leipzig keine Apfelstuten kennt, so sei froh darüber! Ein großer Apfel wird in fadem Teig gebacken, und das muß man dann kochgar herunteressen, daß die Zähne im Teig kleben bleiben."

„Na, dann würde ich doch danken —"

„Ach, das geht nicht, sie zwingen's einem auf und sitzen dann herum und freuen sich, daß sie einem mal wieder was Extraes gegeben haben."

„Nun, und dann?"

„Dann fangen sie jedesmal an: »Ja, ja, das waren doch noch schöne Zeiten, als dein Großvater lebte . . . .«"

„Das sagen sie jedesmal? — Ich finde das beleidigend. — Und dann?"

„Dann kommen sie auf unsern Umbau zu sprechen und die großen Scheiben. (Sie waren durch Herausnahme einer senkrechten Sprosse breiter wie lang.) Ja ja, wer's so haben kann wie ihr, große Scheiben und Bilderrouleaus, aber der Papa hat's wohl auch dazu? Und das sagen sie so lauernd, weil sie doch wissen, daß Papa ganz arm ist und alles von der Mama kommt, was ja auch ein und dasselbe ist."

Über Thankmars Gesicht zieht bei den letzten Worten eine Wolke.

„Aber die Kinder sprechen doch nicht immer dasselbe?"

„Na, nein, aber in Heinrichs Stube riecht es so schlecht, da hält er Meerschweinchen in einer Kiste. Die knutscht und küßt er immerfort, und ich soll das mit ansehen."

„Was ist denn Herr Schlotterhos?"

„Ackerbürger, wie die andern auch!"

„Und wie ist euer Arzt?"

„Der Herr Physikus? Der wohnt dem Kirchdorfe näher als uns auf seinem eigenen Hof, und man sieht ihn nur, wenn man krank ist. Papa sagte, er säße mehr zu Pferde als auf dem Stuhl."

Also auch kein Goethe.

„Hast du also gar keinen rechten Freund?"

Eine heiße Röte fliegt über Maxens Gesicht; es verklärt sich, seine Augen schimmern feucht. Dann wirft er stolz den Kopf zurück und nickt: — „Ah, doch!"

Er tritt ganz nahe an Thankmar heran und mit scheuem Flüstern nennt er den Gegenstand seiner Neigung: „Schmieds lahmen Paul und Trudchen Meisenheim!"

Thankmar zieht das liebliche Kind in seine Arme und küßt es zärtlich auf die heißen, roten Bäckchen.

„Ich möchte auch dein Freund sein!“ sagt er. „Nenne mich Thankmar, ja? Willst du mich auch ein wenig lieb haben, nur halb so lieb als Paul Schmied und Trudchen Meisenheim?“

Max setzt sich auf den Rand des Sofas und legt sein zartes Gesichtchen an Thankmars bronzene Wange.

„Du bist auch viel zu jung zum Onkel. Du könntest gut mein Bruder sein.“

Der Bund ist geschlossen, und später als lebenslustige junge Männer, als alternde Männer dachten beide oft mit Wehmut dieser Stunde, des Anfangs ihrer Freundschaft.

Nachdem in Maxens empfindsamer Seele die Wogen sich etwas geglättet haben, sagt er, sehr amüsiert über das Mißverständnis: „Mein Freund heißt aber nicht Paul Schmied, sondern Paul Säbelring, sein Vater ist Schmied.“

„Kammerdiener, Oberkellner und Schmied,“ geht es durch Thankmars Kopf, „es fehlt nur noch Nachtwächter und Totengräber.“

„Ach Thankmar, du mußt einmal mit mir gehen. Er würde dich so gerne ansehen; er würde dir gewiß gefallen!“

„Das glaube ich, da er dein Freund ist!“

Als Max all die schönen Sachen weggeräumt hat, den tief violetten Velourschlafrock, der aussieht wie die Soutane eines Bischofs am Haken der schiefen Kammerthür, wirft er noch einen prüfenden Blick in das Zimmer,

in welches mit dem Duft der Juchtenkoffer und feinen Papyros ein ganz andrer Geist eingezogen ist.

Wie unbequem liegt sein langer Freund auf dem Sofa! Er paßt weder zum Sofa, noch zu der ganzen Stube, dieser aus der großen Welt hereingeschneite Onkel.

Max schiebt dem bereits Schlaftrunkenen einen Stuhl unter die herabhängenden Beine, läßt, immer auf den Zehen gehend, die Rouleaus herunter und bewegt sich eben so leise als möglich zur Thür hinaus, als eine laute Stimme vom Flur heraufschallt und Thankmar aufweckt.

„Wo ist der Herr Leutnant? Jenny, Jenny, ruf' den Herrn Leutnant! Max'ken, wo's dein Vater? Die Kuh hat's allwieder . . . ."

Thankmar wirft die Beine von der Sofalehne: „Was ist los?" fragt er schlaftrunken.

„Ach, leg' dich nur wieder hin! Joseph ruft nur den Papa — und da ist er auch schon — unsre Kuh hat seit gestern Zufälle, Papa hilft sie dann aufrichten!"

„Aber ich hörte ja nach einem Leutnant rufen?"

„Nun ja, das ist doch der Papa auch! Wie komisch, daß du das nicht weißt!"

„Der Bürgermeister läßt sich Leutnant nennen?"

„Bürgermeister heißt er auch, aber auch Leutnant. Leutnant der Landwehr."

„Land — wehr — leutnant — und da läßt er sich Leutnant nennen?"

Max steht perplex, er hat noch nie über die Titel seines Vaters nachgedacht. So weit er sich besinnen konnte, ward derselbe der Leutnant genannt, er hieß „Leutnants Junge", und die ganze Familie hieß einfach

„Leutnants". Er kann über diese seltsame Thatsache keine Aufklärung geben und geht, über den Titel seines Vaters im besondern und über Titel im allgemeinen nachdenkend, die Treppe hinunter.

Übrigens ist Herr Meschede auf ganz natürliche Weise dazu gekommen, in seinem Alter und mit einem Schmerbäuchlein Leutnant genannt zu werden, eine Benennung, unter der man sich unwillkürlich etwas Langes, Dünnes und Junges vorstellt.

Er hatte eines Tages aus heiterm Himmel seinen Abschied erhalten. Lange Zeit suchte er nach einer passenden Stellung umher; er wurde immer bescheidener in seinen Ansprüchen und galt bald als „heruntergekommen" in den Augen derjenigen, zu denen er früher gehört und die ihm zuweilen begegneten, wenn er gerade den bessern Teil seiner Garderobe hatte schonen wollen.

Glücklicherweise war er innerlich nicht heruntergekommen, vielmehr hatte sich sein Charakter gestählt; er hatte aufgehört, unvernünftige Ansprüche an Verständnis, Liebe und Teilnahme seiner Mitmenschen zu machen. Er lernte auf eignen Füßen stehen, und als das Schicksal ihn soweit hatte, da warf es ihm auch das Amt zu, für das er geeignet war.

Müde und abgespannt nach einem Tage nutzlosen Herumlaufens, fand er in einem Gasthof ein Lokalblatt einer fernen Stadt, vielleicht von einem Reisenden daselbst vergessen. Halb aus Selbstironie schrieb er, obgleich das Blatt schon acht Tage alt war, auf die Annonce eines Bürgermeisters, der einen Assistenten suchte. Dem Bürgermeister stach der preußische Leutnant in die

Augen; er versprach sich ein scharfes Regiment von ihm, und Meschede hatte die Stelle.

Halb aus Verlegenheit, halb aus Zuvorkommenheit redete ihn der Bürgermeister beim Empfang mit „Herr Leutnant" an; die Frau sprach's nach, die Tochter setzte es ehrfurchtsvoll hinter jedes Wort, das sie zu dem neuen Hausgenossen sprach, und in acht Tagen fiel es niemandem in Lichtenberge ein, den Assistenten anders als Herr Leutnant zu nennen.

Es war so selbstverständlich, kurz und bündig.

Bald erfreute er sich großer Beliebtheit. Wer es nur irgend konnte, brachte seine Angelegenheit vor den Herrn Leutnant; denn der alte Herr war etwas kurz angebunden und selbst zu gerissen, um sich durch irgend einen Bauernkniff von einer Spur abbringen zu lassen. Aber der Leutnant war so voll Vertrauen auf die besten Absichten der Menschen, so höflich; er mußte sich ordentlich zusammennehmen, um schroff zu erscheinen. Er hatte nun einmal die Neigung, sich populär zu machen. Wenn andre nach der Gunst über ihnen Stehender geizten, so trachtete er nach der Gunst der ihm Untergeordneten. Es hatte ihm schon in seinen militärischen Verhältnissen Überwindung gekostet, zu lernen, daß derjenige, der anzuordnen und zu befehlen hat, gut thut, sich die Begründung seiner Befehle zu ersparen und nichts danach zu fragen, mit was für Gesichtern sie aufgenommen werden.

Er wollte so gerne von jedem Unteroffizier, von jedem Soldaten in den innersten Triebfedern seiner Handlungsweise verstanden werden. Und erst als Lichtenberge ihn

zum Nachfolger des verstorbenen Bürgermeisters ernannt, lernte er aus Erfahrung, daß ein Herrscher, gleichviel von welcher Macht, nicht verlangen darf, auch in seinen wohlmeinendsten Plänen von allen begriffen, und fast ebensowenig, von allen geliebt zu werden.

Die Tochter seines Vorgesetzten war seine Frau geworden.

* * *

Es ist die Stunde, von der es heißt, daß in ihr der liebe Gott durch den Wald geht. Die Bäume stehen still in der Dämmerung, die schon mit matten, rosigen Tönen um die Herrschaft kämpft. Tausend zarte Spinngewebe, die am Tage unsichtbar sind, verraten sich, da sie den Tauperlen als Schnüre dienen. Hin und wieder stimmt ein Vogel sein Instrument, sonst ist es still unter den üppigen Laubmassen des fürstlichen Parkes. In der Ferne schwatzen die Fontänen mit dem lustigen Wässerchen, von dem sie ihren Ursprung haben, um die Wette.

Thankmar ist, wie gewöhnlich am ersten Morgen in einem neuen Orte, sehr früh aufgestanden. Er wählt einen Weg, der ihn ferne vom Schlosse auf eine Anhöhe führt, die einen weiten Ausblick in diese einzig schöne Parklandschaft gestattet, bis auf das Gebirge, das in blauen Linien das Feld abschließt.

Er empfindet den Einfluß dieser Stunde, wie es wohl jeder erfährt, zu dessen Gewohnheiten es nicht gehört, so früh den Schlaf abzuschütteln. Und wer nur ein Kammerfenster zu öffnen hat, wessen Blick nur

zwischen Dächern und Schornsteinen den Morgenhimmel suchen kann — die Gedanken, die auf ihn eindringen, scheinen gleichsam von außen zu kommen, geboren aus der reinen Luft, aus Tau und Morgenröte. Sie sind wie Fragen, die Gott an uns stellt über die Freuden, Ziele und Errungenschaften unsers Lebens. Und wehe, wenn ihnen allen der göttliche Kern, der Kampf, auf die rechte Seite des Lebens zu kommen, fehlt; die Frage: „Was ist aus den glühenden Kohlen von gestern geworden?“ in dieser Stunde lautet sie: „Graue, tote Asche — graue, tote Asche!“

Die Farben, die für Lampenlicht berechnet sind, verblassen in der Morgensonne, aber die, welche bei dem irdischen Licht nicht zu sehen waren, gewinnen jetzt an Kraft.

Es ist eine unbequeme Stunde für uns, die wir uns so gern über uns selbst täuschen; der liebe Gott geht da nicht bloß in den Wald, er geht in unser Herz und zeigt uns, was für unnützen Kram wir da zärtlich aufgespeichert haben.

Thankmar kam sich im Augenblick sehr schlecht vor, und das Unglück, das ihn betroffen, kam ihm sehr klein vor. Warum war er denn immer so unzufrieden? Verdiente er es denn besser? Um welcher Eitelkeiten wegen hatte er sich das schöne Leben verbittert!

Sein ganzes Leben zieht an ihm vorüber. Was für ein fleißiges, ernsthaftes Kind ist er gewesen! Sind jemals Kinder in der Erfüllung ihrer Pflichten so von dem einem Gedanken: „Du mußt es zu etwas bringen!“ beherrscht worden?

Er versetzt sich zurück in den kleinen Haushalt voll schäbiger Eleganz, er hört die Mutter über die engen

Verhältnisse klagen und ihm von ihren früheren Lebensgewohnheiten und denen andrer Leute erzählen. Wie war ihm da das indignierte Kinderherz geschwollen! War es nicht unrecht gewesen, solche Gedanken in ihm wachzurufen? Oder ist das Streben nach Verbesserung der materiellen Lage die notwendige Triebfeder zum Fortschritt überhaupt? Nein, und tausendmal nein! Das macht unglückliche Kinder und unglückliche Menschen; wenn nicht die Pflicht und die Liebe zum Beruf an sich vorwärts bringt, die Gier nach materieller Verbesserung thut es nicht. Aber sie raubt dem Leben die Kraft, die Freudigkeit, die Ruhe und die Geduld. Diese Gier, sie hatte aus seinem Beruf einzig und allein ein Geschäft gemacht, das ihm das Geld in den Schoß werfen sollte, um erst durch Umsatz dieses Geldes zur Lebensfreude zu gelangen. Welch falscher, zielloser Weg!

Er hatte fleißig, überanstrengend gearbeitet, aber ohne Berufsfreudigkeit, gehetzt von dem Phantom kommenden Glanzes. Das Geld, das er erwarb, verlohnte nie die Mühe des Sparens; es zerrann in seinen Händen. Es war, als wenn der Dämon des Hochmuts ihn zwang, es für die unnützesten Dinge auszugeben, nur, um den Menschen klar zu machen, wie er es gewohnt sei. Mit Nervosität schreckte er vor allem zurück, was gemein, aber auch vor allem, was klein und ärmlich war. Diese Nervosität steigerte sich mit jedem Jahr; sie bildete etwas in ihm aus, was mit einem Schritt weiter als Größenwahn im Irrenhaus endet.

Es kam eine Zeit, in der die Aufträge ausblieben, und inmitten seines künstlerisch ausgestatteten Heims auf

seinen persischen Divans und moosweichen Teppichen war er dem Mangel preisgegeben. Er kam in Schulden; seine Einrichtung, seine Equipage, die kostbaren Nichtsnutzigkeiten, die aufzuhäufen seinen Ehrgeiz befriedigte, kamen unter den Hammer, und der stolze Mann mußte es seinen Freunden danken, daß sie ihn zum Kommandanten eines Baggergeschwaders im Hafen machten.

Aber natürlich war er zu schade für diese Arbeit, und auch mit Recht, denn seine glänzenden Examina berechtigten ihn zu Höherem. Daß seine augenblickliche Lage die notwendige Folge seines Handelns war, sagte er sich aber nicht; das uralt anerkannte Gesetz von Saat und Ernte sollte und mußte seinetwegen sich beugen.

Er hatte andre Ansprüche an das Schicksal zu stellen. Der hochmütig blickende, wortkarge, verdrossene Mann war seinen Untergebenen bald verhaßt, Streitigkeiten und Nörgeleien verleideten ihm diese Arbeit gänzlich; er trat zurück.

Nahe daran, sich das Leben zu nehmen, er, ein Mann in vollster Gesundheit und Kraft, voll Fähigkeiten, fiel es ihm so wie von ungefähr ein, daß er einen Halbbruder besitze, und daß sein Vater im Tode davon gesprochen, daß er sich in einem Notfalle an diesen wenden solle. Er hatte ihn noch nie behelligt; er konnte es schon einmal wagen, ohne seinen Stolz zu riskieren. Es handelte sich doch nur um eine Übergangszeit.

Verbittert, von der Nervosität geplagt, die ihm alles so widerlich und gemein erscheinen ließ, hatte er die Reise zurückgelegt, und dann hatte er ein Haus gefunden, das ihn aufnahm, als hätte es bloß auf diesen Augenblick

gewartet, als wäre seine Ankunft der Gipfel alles bisher erlebten Glückes. Lebenslust und Mut kamen wieder über ihn. Wahrlich, es wird nicht demütigend sein, hier das Gewitter abzuwarten. Warm strömt es ihm zum Herzen bei dem Gedanken an seines Bruders Sohn. Und er hat seit dem Tode seiner Eltern geglaubt, es ließe sich auch ohne Liebe leben. Was hatte nun alle diese Jahre ausgefüllt, was hatte sein Ehrgeiz ihm eingebracht?

Alles dieses zieht an seiner Seele vorüber, er faßt die besten Vorsätze, er fühlt sich erhaben über die bisherige kleinliche Anschauung, die er vom Leben gehabt.

In dieser Stunde scheint es ihm etwas Geringes, mit den alten Gewohnheiten zu brechen und seine Baukunst von nun an in erster Linie als Beruf und nicht als Geschäft anzusehen, sich im Anfange zufrieden zu geben, wenn sie ihn ernährt, ohne ihn reich zu machen.

Aber ach! als die Sonne siegend den Himmel überstrahlt, als sie das Leben weckt, die Vögel zwitschern, die Mühle im Thale klappert, da sitzt der Bohrwurm des markaufzehrenden Ehrgeizes wieder in der Brust.

Die in einem erhabenen Moment in schöner Aufwallung verscheuchten Dämonen kehren wohlgemut wieder heim in die alte Behausung, sobald die Alltäglichkeit den Moment verwischt hat, sie erinnern wieder an all die Stöße und Püffe, die der Mensch bekommen, und fort ist der Seelenfrieden. Was Ergebung, Entsagung? Der Staubgeborne streckt wieder voll Gier die Hände nach den Dingen aus, mit denen er eben meinte abgeschlossen zu haben.

Wer nichts sein kann, will wenigstens etwas haben. Es geht einmal nicht anders. Der Mensch ist geschaffen, etwas zu sein und zu haben, und wenn er nicht den Ewigen in seinem Herzen hat, der ihm zu dem wahren „Sein" und „Haben" verhilft, dann macht er sich Götzen aus vergänglichem Stoff, um die hungernde Leere im Herzen zu füllen. Er greift nach diesem und nach jenem, aber das Herz scheint ein Nimmersatt zu sein, es läßt sich nicht befriedigen, es schreit immer nach mehr, da ihm das, wonach es im Grunde verlangt, nicht wird.

Den Hut tief in die verfinsterte Stirn gezogen steigt Thankmar sowohl mit seinen Füßen als mit seinem Geiste von der Höhe.

Die schöne Parkwelt thut ihm weh; er geht ja hier in eines Fürsten Park wie die Bettler, die auch Zutritt haben. Ihn beleidigt die stolze Front des Schlosses mit ihren Erkern, Balkons und Portalen. Ihn reizt der Friede, die vornehme Ruhe, die über dem ganzen lagert. Das ist's, was zu seinen Lebensbedürfnissen gehört, wie er es im kleinen in gleicher Vollkommenheit besessen. Und jetzt war er ein Nichts. O wie gräßlich, sich einem andern gegenüber als ein Nichts zu fühlen!

Neid und Mißgunst schwellen seine Brust, und im selben Augenblick schämte er sich dieser Empfindung, verabscheute sich ihretwegen und kam doch nicht aus den Schlingen heraus.

Es war ihm unmöglich, sich selbstlos an der ihn umgebenden Schönheit zu freuen.

In einiger Entfernung führte ihn sein Weg an der Nordfront des kolossalen Schlosses vorüber; der Weg

stieg, und oben auf der Höhe zeichnete sich in der klaren Morgenluft eine zierliche Kettenbrücke ab, die sich über den Wallgraben und das rauschende Wasser nach der stumpfen Ecke des Schlosses spannte, wo der finstere massige Turm in das Wasser hineinragt, daß es gurgelnd und brodelnd um seinen felsigen Fuß schießt. Jenseits der Brücke steht ein kleines, einem Schilderhaus ähnliches Türmchen. Als Thankmar überlegend vor den Stufen stehen bleibt, die in den Felsen gehauen hinauf nach dem Brückenkopfe führen, tritt oben eine Gestalt an das Geländer der Brücke ihn zu beobachten. Ist es ein Soldat? Sollte in Lichtenberge Militär stehen? Was für eine wunderbare Silhouette der Mensch in die Luft schneidet! Das ist nicht Mütze noch Helm, und was für ein endlos langes Gewehr! Er kennt doch alle Uniformen, soll das ein Husar sein, Kammerhusar, Phantasieuniform! Thankmar klimmt empor, der steil über ihm stehende Soldat kommt ihm aus dem Gesicht, aber nun ist er oben, sie stehen sich gegenüber. O Himmel, welches Grauen! Das ist kein Mensch, es ist eine Mumie in einer verschossenen roten Uniform, weißgrauen Gamaschen um die Knochenbeine. Der hohe, sich nach oben erweiternde Tschako ist tief über den kleinen Vogelkopf gestülpt und begegnet sich hinten mit dem hohen weißfarbenen Kragen; das Sturmband ist fest um das vorspringende Kinn geschnallt; zwei lange, graue Strähnen eines Ungarbartes hängen über den eingefallenen Mund, der fast unter der Hakennase verschwindet. Erstorben, spukhaft erscheint dieser Soldat aus dem vorigen Jahrhundert in dem taufrischen Sommermorgen. Nur in

den tief liegenden Augen ist Leben, zwei scharfe Äuglein wie unreife Stachelbeeren.

Nach der ersten Überraschung packt Thankmar tiefe Wehmut, inniges Mitleid mit diesem gespenstischen Soldaten vor ihm.

Er legt ihm die Hand auf den Arm.

„Alter Mann," sagt er, „was steht Ihr hier in der kalten Morgenluft? Legt Euch ins Bett!"

Ein mißtrauischer Blick streift den jungen Mann. Dann rasselt es in der Brust des Soldaten wie in einer verdorbenen Uhr, und hohl kommt es aus dem zahnlosen Munde: „Zeit genug, wenn die Ablösung kommt," und damit schüttelt er Thankmars Hand ab und fällt in seinen Schildwachschritt zurück.

Helle Empörung lodert in Thankmars Brust auf; er ist gerade in der Stimmung, das Elend der Welt wie sein eigenes zu empfinden.

Ist dieser Fürst ein Tyrann, ein Blutsauger? Ist er ein eitler Narr, sich diese Soldatenspielerei zu gestatten, aber zu geizig, um eine junge Kraft zu bezahlen?

Er ballte am liebsten die Faust, um hinauf zu drohen nach den verhängten Fenstern, hinter denen sich der Wüterich gewiß in seidenen Betten wälzt.

Er will dem Alten nachgehen, als ihn ein neuer Anblick bannt.

Da kommen fünf Soldaten in denselben altmodischen Uniformen, ebenfalls steinalt, der eine halb blöde um sich stierend, aber ihre knochigen Hände fassen vorschrifts-mäßig die Muskete, die schlürfenden Füße halten Schritt. Eine sonderbare Patrouille, die aber ihre Ablösungs-

formalitäten mit maschinenartigen Bewegungen vorschriftsmäßig ausführt.

Ein bitteres, ironisches Lächeln umspielt Thankmars Lippen.

Was für eine elende Komödie läßt dieser Fürst aufführen, und er hatte einen Augenblick gewähnt, das Wehen eines freieren Geistes hier zu spüren?

Mit einem Tone schwer und zitternd von Mitgefühl sagt Thankmar zu den Soldaten, welche den abgelösten Posten in ihrer Mitte sich anschicken nach dem Schlosse zu marschieren: „Ihr armen alten Männer, was müßt Ihr Euch hier auf so unnütze Weise quälen? Ist denn hier kein Armenhaus, wo Ihr hinterm Ofen Euch von Eurem Leben ausruhen könnt?“

Aber wenn Thankmar vielleicht erwartete, daß zitternde Hände um ein Trinkgeld bittend sich nach dem mitleidigen Herrn ausstrecken würden, daß sie traurig mit den Köpfen nickend sagen würden: „Ja, ja, so geht's dem armen, unterdrückten Volk, selbst im Greisenalter gönnt unser harter Herr uns keine Ruhe“ — so hatte er sich geirrt. Mit einer Heftigkeit, wie er sie den alten Burschen nicht zugetraut, ist er umzingelt, von jeder Seite starrt ihn ein in grimmige Falten gelegtes Gesicht an, die gewichsten Bartenden stacheln fast seine Nasenspitze. Sie stoßen die Kolben ihrer Musketen dröhnend auf das Pflaster, kurze, abgerissene Sätze stolpern über ihre eingefallenen Lippen.

„Was?“ schreit endlich in vernehmlicherem Tone der alte Posten, und die Stachelbeeraugen rollen in dem Totenkopf. „Ins Armenhaus sollen wir, wir sind

unnütz? Wir, die Leibgarde Sr. Durchlaucht?" Eine kalte Hand greift in Thankmars Rockkragen, und so sehr dieser sich mit seiner jugendlichen Elastizität wehrt, die vereinte Kraft der Veteranen überwältigt ihn.

Ein paar Kolbenstöße gegen die Schienbeine, und Thankmar stolpert in das Wachtlokal, durch eine offene Thür in ein Schlafkämmerchen, in dessen warmer, verbrauchter Luft und Dämmerlicht ihm fast die Besinnung vergeht.

„Herr Korporal," sagt der alte Posten, an der Wand eine Gardine zurückschiebend und in ein dunkles Loch von der Größe eines doppelten Schrankes hineinsprechend: „Herr Korporal, wir haben einen Arrestanten. Er hat den Posten unterm Gewehr, den Soldaten in Uniform beschimpft."

Thankmars Augen haben sich etwas an die Dämmerung gewöhnt; er sieht jetzt eine weiße Zipfelmütze sich langsam aus der Dunkelheit erheben, ein schwammiger Körper biegt sich vor, eine rote Nase leuchtet in einem zitternden Sonnenstrahl, der sich durch die Spalten der Laden zwängt.

„Den Namen!" sagt eine tiefe Bierstimme in befehlendem Tone.

„Ich ersuche Sie, mich augenblicklich gehen zu lassen," ruft Thankmar wütend, „oder wenn Sie noch lange Verhandlungen mit mir eingehen wollen, dann lassen Sie erst ein Fenster öffnen, mir ist übel."

„So, so!" höhnte die Bierstimme. „Sie verlangen nach frischer Luft? Die soll Ihnen werden. Bringt ihn ins Turmverließ! Ich werde Sr. Durchlaucht selbst

Meldung machen und die Verhandlung im Beisein Sr. Durchlaucht vornehmen."

Voll Indignation läßt Thankmar sich einen dunklen Gang hinunterführen, zwei eisenbeschlagene Thüren öffnen sich, das Korps der Greise schiebt ihn über die Schwelle, wieder kreischen die Schlösser, und hinter den Thürbohlen verhallen ihre sich entfernenden Schritte.

Thankmar findet sich, als er zur Besinnung gekommen ist, in einem runden Turm, dessen hoher, großer Raum nur matt erhellt ist, durch rings herum laufende glaslose Luken, durch welche die frische Morgenluft als unangenehmer Zug hineinströmt und empfindlich um sein feuchtes, entblößtes Haupt streicht, denn den Hut hat er sich im Gang vom Kopfe gestoßen.

Wie in einem dunklen Rahmen lachen die verschiedenen Landschaftsbilder der nach allen vier Winden gehenden Öffnungen ihn an; der Blick durch die Luken ist blendend. Er legt die Hand vor die Augen.

Ist denn das ein Traum? Was ist mit ihm vorgegangen?

War er denn wirklich gefangen? Sollte er sich darüber belustigen, es als Abenteuer auffassen, oder war es ernst zu nehmen als eine Ehrenkränkung?

Ja, das ist es, der leidenschaftliche, stolze Mann wird blaß, das tangiert seine Ehre, seine Ehre. Er mißt den Raum mit großen Schritten, er rüttelt an der Thür, nur um seine Wut auszutoben, bis er müde auf eine Steinbank sinkt. Und die Minuten schleichen; eine Stunde ist erst vergangen, aber dem Ungeduldigen dünkt es, als starre er Tage in die dunkle Wölbung, als

hätten ihm tagelang die gleißenden, sonnigen Landschaftsbilder die Augen geblendet.

Er schlägt den Rockkragen höher, er verbirgt das Gesicht in den Händen und versucht zu schlummern, aber eine ihm ziemlich fremde Empfindung hält ihn munter — er hungert.

Das frühe Aufstehen, der Gang in der Morgenluft, die Aufregung haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Der verwöhnte Herr ist schwach vor Hunger, und das Bewußtsein, in einigen Stunden dem Kopfschmerze auf Gnade und Ungnade übergeben zu sein, einem Kopfschmerze, wie nach seiner Meinung er ihn allein nur kannte, läßt ihn an der Situation schier verzweifeln, seine Nervosität wächst mit jeder Minute. Eine Tasse Kaffee, nur eine Tasse Kaffee, um den herannahenden Feind zu bannen!

Er lauscht auf jedes Geräusch, das sich bis in den Turm verirrt, vergeblich, kein Schritt naht sich der massiven Thür.

Da erreicht ein Ton sein Ohr, ein Ton so lieblich, so elektrisierend. Wer je matt und durstig nach Hause kam, wer kennt ihn nicht, das Klirren von silbernen Löffeln und Kaffeetassen? Da noch einmal, und noch einmal!

Durchs Fenster kommt es. Thankmar schiebt seinen Oberkörper in die tiefe Mauernische, aber das eiserne Gitter ist zu weit nach innen angebracht, sein Auge kann über das vorspringende Sims nur mit Mühe nach unten blicken, indem er die Stirn an das Eisen preßt. Er sieht auf der Terrasse mit den Hortensien die Ecke eines weiß gedeckten Tisches und einen Teil eines Kaffeeservices,

mit dem sich eine feine beringte Hand zu schaffen macht; er hört unter dem lustigen Klirren verschiedene Stimmen, aber der scharfe Zugwind, der durch die Luken streicht, zerreißt das unten geführte Gespräch, bei dem er drei Stimmen unterscheidet: eine tiefe Männerstimme, ein klangvolles junges Organ und eine matte hohe Frauenstimme. Aber nur wie Geisterlaut bricht sich das Gesprochene an der Wölbung seines Gefängnisses. Ohne Zweifel sitzt hier die fürstliche Familie beim Kaffee.

Thankmar leidet Tantalusqualen, aber vielleicht wußte Tantalus nicht einmal etwas von dem Klassenhaß, wie er neben dem körperlichen Schmerz noch einen viel herberen Seelenschmerz in dieses Mannes Brust erzeugte.

War ihm von jeher ein durch Geburt und Stellung ausgezeichneter Mann nur dann erträglich, wenn er sich ihm in einer andern Sache „über" wußte, so mußte ihm dieser Fürst notwendigerweise unerträglich sein, da er im Augenblick sich gar keiner Sache bewußt war, in der er dem „über" war, in dessen Kerker er schmachtete. Nun hat das Gespräch ein Ende, er hört nur die eine tonlose Stimme etwas vorlesen im gleichmäßigsten Tonfall, der ihn nervös macht. Eine Zeitung denkt er und lauscht; ab und zu fängt er ein ganzes Wort auf — „Liebe, Liebe, Glaube, tönendes Erz, klingende Schelle."

Wo hat er diese Worte gehört? O, wahrhaftig, die fürstliche Familie hält Morgenandacht!

Das stimmt zu dem ganzen mittelalterlichen Wesen, etwas Frömmelei muß auch dabei sein! Man nimmt Worte wie „Liebe" und „Gott" in den Mund und sperrt harmlose Spaziergänger ins Burgverließ und läßt alters-

schwache Männer Soldat spielen, um den lächerlichen Stolz zu kitzeln. Aber wehe dir, arrogantes Duodezfürstchen, wenn ich dir gegenüberstehe, werde ich meinen Mund aufthun und dir den Gang der Weltgeschichte klar machen!

Endlich schweigt die tonlose Stimme, dann hört er den knappen Meldeton eines Bedienten. Schwere Tritte kommen die Steintreppe herauf. Thankmar drückt die Stirn noch schärfer gegen das Gitter; er sieht etwas Feuerrotes, ein gelbes Bandelier, einen schwarzen Tschako, weiße Gamaschen — der Korporal in seiner besten Uniform. Er macht seine Honneurs auf der ersten Stufe, er schnarrt eine Meldung — Thankmar versteht nur zwei Worte — „der Bruder des Leutnants" — ein kurzes „Gut, gut!" kommt zur Antwort, der dicke Korporal schlägt die Absätze zusammen und stockert die Treppe hinunter.

Im selben Augenblick geht eine andre Gestalt hastig über die Terrasse und verschwindet in einer der offenen Thüren. Der Fürst ist es.

„Er hat's eilig mit dem Missethäter," denkt Thankmar, „aber jetzt ist auch für mich die Gelegenheit gekommen, einem dieser hochgeborenen Herren reinen Wein einzuschenken, ihm klar zu machen, daß in dem Jahrhundert, in dem sich jeder Schneider einen Brustharnisch und Schild (à 70 Mk. massiv bei Nathan & Bellach in Lichtenberge; à 5 Mk. in Papiermaché) im Hausflur aufstellen kann, man sich nicht einschüchtern läßt durch ritterliches Auftreten und eine alte Feste.

Mein Recht wird mir werden, und dann hüte dich, Fürstchen, mit deinem lächerlichen Stolz!"

Von moralischer Entrüstung geschwellt, schreitet Thankmar in seinem Kerker auf und ab.

Es währt nicht lange, da vernimmt er die schlürfenden Tritte der alten Soldaten auf dem Gange, zu gleicher Zeit aber auch den elastischen Schritt eines Mannes, der gewohnt ist, überall keck aufzutreten; Thankmar wittert unwillkürlich den Despoten in diesen scharf accentuierten, laut hallenden Tritten.

Jetzt wird die Thür auffliegen, der erzürnte Gebieter wird auf der Schwelle stehen, ihn kurz ausfragen, um ihn dann wieder einzuschließen, bis die schwerfällige kleine Gerichtsbarkeit von Lichtenberge in Gang gebracht ist.

Und die Thür fliegt auf, und der Fürst steht auf der Schwelle, im Hintergrunde die grauen Steingesichter der Soldaten.

„Pfui T . . . . ., ist das hier ein Zug!" ruft Se. Durchlaucht, den Kopf zwischen die Schultern ziehend, „kommen Sie! Da holt man sich ja das Reißen!"

„Durchlaucht ist besorgt um den eignen teuren Leichnam, für andre Leute mag dieses Zugloch gut genug sein," denkt Thankmar, während er der Aufforderung des Fürsten entspricht. Mit einer Handbewegung werden die Soldaten entlassen; Durchlaucht fühlt sich Manns genug seinem reckenhaften Gefangenen gegenüber. Er geht voran immer mit dem energischen raschen Tritt. Auf der Hälfte des dämmerigen Ganges stutzt er, sieht seitwärts auf den Boden, zieht sein Lorgnon und beäugt etwas Dunkles, Rundes, was da liegt, bückt sich und hebt höchsteigenhändig Thankmars Hut auf. Thankmar erwartet, daß er ihn, sobald er erkannt, was es ist, von sich schleudern

und sagen wird: „Ist das vielleicht Ihr Hut?“ Statt dessen fährt er halb unbewußt mit dem Ellbogen glättend über den Velpel und reicht ihn dem Baumeister. „Bedecken Sie Sich, wir haben noch einen langen Weg, und wegen der Feuchtigkeit ist jede Luke offen.“

Es geht durch ein wahres Korridornetz mit Seitenkanälen, über ausgetretene Steinstufen und Fliesen, die ganze Geschichten erzählen, bis wollene Läufer und Portieren, große Fensterscheiben und gemalte Wände die Nähe des zivilisierten Schloßteiles anzeigen. Thankmar ist in der denkbar unangenehmsten Lage. Vom Fürsten angeschrieen, schlecht behandelt zu werden wäre Wonne gegen diese Unsicherheit, in der er sich befindet, seit ihm der Fürst den Hut aufgehoben. In nervöser Hast fährt er über sein Haar, rückt seine Kravatte zurecht, versucht sich in Glasthüren und offenen Fenstern zu spiegeln. Wollte ihn der Fürst wie einen Gentleman behandeln, so wollte er auch wie ein solcher aussehen. Es war eine Probe für seine Eitelkeit, sich in dem Arbeitszimmer des Fürsten durch einen Blick in den Spiegel zu belehren, daß die frühe Wanderung im Tau, das staubige, spinnwebversponnene Verließ, die Attacke der Soldaten seine Toilette ihres Lüster beraubt.

„Würden Sie die Freundlichkeit haben, mir den Vorfall zu erzählen?“ sagt der Fürst, Thankmar einen Sessel anbietend und, auf die Lehne eines andern gestützt, stehen bleibend. Thankmar bleibt natürlich ebenfalls stehen.

„Ich bedaure, daß Ihnen eine solche Unannehmlichkeit in meinem Park begegnet, und möchte gern alles thun, um das Geschehene in Ihrer Erinnerung zu verwischen.“

„Durchlaucht, ich habe einzig und allein mein großes Erstaunen über das hohe Alter Ihrer Soldaten ausgedrückt; ich ahnte nicht, dadurch einen Verstoß zu begehen," antwortet Thankmar gepreßt, denn er ist gar nicht damit zufrieden, daß der Fürst so aus der ihm von Thankmar zugedachten Rolle fällt.

Der Fürst lacht.

„Sie haben die alten Burschen in der That tödlich beleidigt, und von ihrem Standpunkt haben sie ganz recht gehandelt. Wenn sie auch alt sind, sie sind Soldaten im Dienst, und man darf keiner Schildwache sagen, sie wäre unnütz und solle den Posten verlassen, um sich ins Bett zu legen. Ha, ha, ha! Nun, ich hoffe, Sie können das tragische Ende Ihrer humanen Bestrebung vergessen und die Gefangennehmung auf meiner Burg als ein Abenteuer betrachten lernen, an das man ohne Ärger zurückdenkt. Schon um Ihres vortrefflichen Bruders wegen, mit dem ich jahrelang in ungetrübtem Frieden lebe!"

Thankmar legt seine Hand in die ausgestreckte Rechte des Fürsten mit einer Empfindung halb glücklichen Stolzes, halb herben Mißtrauens.

Diese Aristokraten haben eine so verfluchte Art, einer unangenehmen Sache die Spitze abzubrechen und einem womöglich noch einzubilden, man müßte wer weiß wie dankbar für den Ärger sein, weil er einen mit ihnen bekannt gemacht hat, dachte er.

„Aber wie ist mir!" ruft der Fürst, als seine braune, kurzfingerige Hand das schlanke weiße Modell

einer Hand fahren läßt. „Sie müssen ja den ganzen Morgen ohne Frühstück gewesen sein? Das ist ja zum Umfallen!“

Mit drei Schritten ist er an der Glasthür. „Giebt es noch heißen Kaffee?“ ruft er hinaus.

„Durchlaucht,“ bittet Thankmar ängstlich, „ich bin in zwanzig Minuten zu Hause; es wäre mir zu peinlich, noch mehr zu belästigen!“

Statt aller Antwort zieht ihn der Fürst auf die Terrasse.

O, wenn er doch das Schloß erst im Rücken hätte! Hier Kaffee trinken, abgespeist werden wie ein dummer Junge, an dem man ein Unrecht gut machen will, um jeder unangenehmen Empfindung ledig zu sein, und dann aufzuatmen, wenn ihm genug gethan und er abgeschoben ist!

Thankmar will lieber ohne Essen und Trinken oben im Turm sitzen.

„Durchlaucht, es ist mir zu peinlich, es ist schon zuviel von Ew. Durchlaucht kostbarem Morgen durch mich verloren gegangen.“

„Kostbarer Morgen — ja, dies ist ein kostbarer Morgen. Wenn Sie mitlachen können, will ich froh sein, einmal einen Spaß zu erleben und etwas Neues erzählen zu können. Kommen Sie, meine Frauen brennen darauf, Ihre Geschichte zu hören. Die Meldung des Korporal war fürchterlich.“

Und damit geleitet er Thankmar nach dem Frühstückstische.

„Hier bringe ich den Arrestanten, der mir meine Leibgarde so tödlich beleidigt hat. Er hat seine Strafe empfangen in Hunger und Durst."

Im selben Augenblick hat Thankmar auch die Herrschaft über sich selbst gewonnen, er ist wieder der große Herr mit sicherem Auftreten und vollendeten Manieren. Ohne dieses formvollendete Benehmen wäre es auch eine Unmöglichkeit gewesen, ihn an diesen Tisch zu laden. Wer Liebe und Wohlwollen dem Höhergestellten entgegenzubringen hat, wird auch das richtige Benehmen ihm gegenüber finden, selbst wenn ihm alle Etikette unbekannt ist. Wo Liebe und Wohlwollen fehlen, ist die Kenntnis der Etikette, sind die feinsten Manieren der unerläßliche Schwimmgürtel und Höflichkeit das Luftkissen, in dem nichts drin ist und das doch so notwendig ist, um ein Anprallen zu verhindern.

Doch trotz seiner demokratischen Empfindsamkeit, die ihn überall aristokratische Überhebung wittern ließ, schmeckte ihm der auf Anregung des Fürsten fast unverdünnte Mokkaextrakt aus dem eierschalenartigen Chinatäßchen vortrefflich, setzte ihn die Flucht seines nervösen Kopfwehs in die heiterste Stimmung, und seiner von Selbstironie strotzenden, höchst amüsanten Erzählung des Vorfalls merkte niemand an, daß die Gefühle, die er an sich persiflierte, durchaus echt waren, daß die Schilderung seiner philiströsen Gedanken noch nicht einmal der Wahrheit nahe kam, daß er in der That der echte demokratische Bierphilister ist, der an allem herummäkelt, was er sich nicht leisten kann und doch so gerne möchte. Aber er weiß es auch selbst nicht. Seine alles zersetzende

kleinliche Mäkelsucht ist ihm das Zeichen eines fortgeschrittenen, bahnbrechenden Geistes.

„Es ist manches dem Anschein nach grausam. Unsern alten Soldatchen zu völliger Ruhe verhelfen wäre aber eine wirkliche Grausamkeit; sie sind es einmal gewohnt, jeden Tag in derselben Weise abzuleiern, daß jede Veränderung zu einer tödlichen Aufregung führen würde, ebenso wie der Gedanke, daß sie völliges Gnadenbrot essen. Sie sind stolz auf ihre ehemaligen Verdienste, sie fühlen sich noch unentbehrlich; da nehmen wir schon gern die kleine Lächerlichkeit auf uns und lassen sie in den alten Uniformen und Gewohnheiten stecken. Ein auf Verabschiedung hinzielender Vorschlag wurde einmal mit solcher Fassungslosigkeit und Erstaunen aufgenommen, daß ich nie wieder auf den Gedanken kam, an dieser überlebten Einrichtung zu ändern. Wenn man alles nur auf seinen Nutzen prüft, wird man leicht pietätlos. Man sollte überhaupt ebensowenig wie von Verstorbenen wegwerfend von überlebten Einrichtungen sprechen, sie waren einmal die Stufen, auf denen wir heraufgeklommen sind zu unsern modernen Einrichtungen! Und sind diese besser? Wie wird unsere gegenwärtige Zeit nicht kritisiert werden?“

Bei den letzten Worten des Fürsten spielt ein vielsagendes, etwas mitleidiges Lächeln um Thankmars Lippen, wie es gewisse Lehrer ihren Schülern gegenüber annehmen und welches bedeutet: „Ich könnte euch wohl vieles sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen.“

In gehobener Stimmung verläßt Thankmar das Schloß, der Kopfschmerz ist verscheucht, als er aber den

Park hinter sich hat und die Sonnenglut ihn auf der steilen Straße des Ackerstädtchens überfällt, fängt es wieder in den Schläfen an zu klopfen. Die Mattigkeit und Unlust, die ihn in letzter Zeit soviel gequält, liegt ihm wie Blei an den Gliedern.

Wie häßlich und armselig sind diese buntgetünchten Häuschen mit ihren Thorwegen voll Ackerwagen, Strohhalmen, Hühnern und Entenvölkern! Wie gewöhnlich sehen die Männer aus, die ihn als den Bruder ihres Freundes mit neugieriger Vertraulichkeit grüßen, die Frauen in rosa Barchentjacken, die die Hände in die Hüften gestemmt unter den Thüren stehen und flüstern: „Das ist der Bruder des Leutnants; guckt a mal, wie fein! Der 's forsch, gelt?“ — die jungen Damen von Lichtenberge, die mit niedergeschlagenen Augen und plumpem Erröten an ihm vorübergehen, um sich dann umzudrehen (er sieht es an ihrem Schatten) und seine Kehrseite mit Muße zu studieren.

Er fühlt, daß er Stadtgespräch ist, und wenn ihn der Gedanke noch gestern belustigt hätte, heute widert er ihn an.

Gestern hat ihn, den Weltmüden, das kleinstädtische Wesen traulich angemutet, als ihm der alte Bruder wie ein Vater die Arme entgegengebreitet. Jetzt setzt er das Seziermesser an die Verhältnisse. Er nennt den Bruder einen geschmacklosen Kleinstädter, seine Schwägerin eine Frau, deren Horizont von Schweinschlachten und großer Wäsche begrenzt wird, der Neffe ist ein guter Junge, wie es tausend andere giebt, und als dieser unter der väterlichen Thüre steht mit einem Sirups-

brot in der Hand, einem Sirupsfleck auf der Nase und ein blau- und weißgewürfeltes Taschentuch zur Hosentasche hinaushängend, da geht ihm der Junge auf die Nerven.

„Onkel, Onkel, ich habe frei!" stürzt ihm das Kind entgegen. Und dabei sieht er zu ihm auf, so ehrlich wie ein junger Hund. Thankmar sieht in diese schönen, glänzenden Augen, und wieder empfindet er den Zauber recht verwandtschaftlicher Liebe, aber er sagt bloß: „Du hast dich schön bemalt." Und nun — und das ist schade — zieht Max das Blaugewürfelte nicht aus der Tasche, sondern beugt sich zu demselben hinab (denn es ist innen angenäht) und spuckt auf einen Zipfel und reibt und wischt und schneuzt sich und frägt dann, den hübschen Kopf in den Nacken werfend: „Ist 's nun fort?" Da erfaßt den empfindlichen Thankmar ein Widerwille gegen alles, das Städtchen, das Haus, die Verwandten und sich selbst, der gezwungen ist, in diesen plebejischen Verhältnissen unterzukriechen.

Er hält den Arm, in den Max vertrauensvoll seine braune Hand hineinschiebt ängstlich gebogen, er zählt die Schritte bis zur Hausthür, und dann zieht er sich in sein Zimmer zurück, entschuldigt sich für die Mittagsmahlzeit und überläßt sich gänzlich seinen Kopfschmerzen und seiner Verstimmung.

Es ist bereits Nachmittag, aber noch immer wartet er vergeblich auf einen erlösenden Schlaf. Es ist ganz still in dem verdunkelten Zimmer; nur eine dicke Fliege taumelt an dem Plafond entlang, und aus dem Garten kommt ab und zu das Schnippschnapp der Garten-

schere, die der alte Leutnant an der großen Lindenhecke in Bewegung setzt. Ihm ist so recht wohl in der Sonnenglut; sein warmes Herz ist mit den angenehmsten Empfindungen erfüllt, so verschieden von den friedlosen Gedanken, die der junge Mann oben auskämpft. Wie glücklich er ist, diesen Bruder bei sich zu haben! Vor der Thür von Thankmars Stube steht Max in gebückter Stellung; die Hände auf die Kniee gestemmt sieht er durchs Schlüsselloch. Er sieht sonst nie durch Schlüssellöcher; heute fühlt er sich aber verpflichtet, Krankenwärter zu sein, und dem ist so etwas natürlich erlaubt. Ab und zu läuft er zur Mutter, um voll Mitleid zu erzählen, daß er noch nicht schläft. Geduldig steht er dann wieder am Schlüsselloch, ab und zu tief aufseufzend, aber so sehr er sich auch anstrengt, er gewahrt nichts weiter als eine herabhängende Hand, die sich in nervösem Spiel zusammenballt oder ungeduldig am Bettrand trommelt. Max seufzt wieder tief auf, er hatte sich diesen Tag ganz anders gedacht.

Da lacht's laut auf im Zimmer: „Max, du alberner Junge, wenn du schon die ganze Zeit an der Thür stehst, kannst du auch hereinkommen.“

Ganz leise öffnet der Knabe die Thür und schleicht auf den Fußspitzen nach dem Bett, als läge der Onkel im Sterben. „Kannst du gar nicht schlafen, lieber Onkel?“ flüstert er zärtlich.

„Nein, mein Kopf thut gar so weh!“

„Ich werde dir etwas Kühles holen; warte nur, das wird dir helfen.“

Er kommt mit einem Marmorstein und einem eisernen Lineal zurück, dem einfachen Apparat, dessen sich Frau Meschede bei Kopfschmerzen zu bedienen pflegte. Nun wird bald der marmorne, bald der eiserne Kühler auf die schmerzende Stirn oder in frisches Brunnenwasser gelegt. Sei es nun, daß das Mittel half, die Kopfschmerzen ihren Höhepunkt überschritten hatten oder das zarte sympathische Wesen des Kindes einen beruhigenden Einfluß ausübte, Thankmar erklärt, daß ihm wohler ist, er legt den Stein fort und nimmt Max in seinen Arm.

Thankmar ist sehr verschlossen anderen gegenüber, auch seinem besten Freunde hat er noch nie einen Einblick in das Gären und Kämpfen seines Inneren gestattet, nun möchte er dieses Kind zu seinem Beichtiger machen, wenn es ihn auch nicht versteht, oder gerade weil es ihn nicht versteht, aber weil es auf jeden Fall mitfühlen würde.

„Max!" sagte er, seine Stirn an die blühenden Wangen des Knaben legend, „ich bin recht unglücklich," und dabei sieht er ihn mit seinen glänzenden Augen so an, daß es seine Worte Lügen straft. Aber Max empfindet doch, daß ein Körnchen Wahrheit dabei ist. Er legt seinen Arm um Thankmars Schulter und sieht ihm tief in die Augen.

„Ich, ich bin recht unglücklich!" fährt dieser fort, „und ich wünschte, ich könnte dir sagen, warum. Nicht meiner augenblicklichen erzwungenen Unthätigkeit wegen. Nein, ich bin nie glücklich gewesen, selbst in den Tagen,

als ich ganz unabhängig war. Weißt du, ich bin immer unzufrieden mit allem und mit jedem und mit mir selbst am meisten, und zuweilen ärgere ich mich über alles und jedes, und die ganze Welt ist mir gräßlich. Sage mal, geht dir das nicht auch so, möchtest du nicht manchmal vor allem davon laufen, von deinen Büchern, deinem Lehrer, allen, allen Menschen?"

Wieviel Knaben würden nicht ein schwermütiges „Ja" genickt haben! Aber Thankmar hatte seine Frage an einen gerichtet, dem bei ernstem Streben, einem sorgsam eingeteilten, arbeitsreichen Leben solche Empfindungen unbekannt waren, und dennoch verstand er Thankmars Stimmung nachzuempfinden, vorausahnend, daß das Leben eines Mannes nicht so klar und ungetrübt bleiben kann wie die Tage eines lebensfrohen Knaben, und seine kleinen Sorgen hatte er doch auch, aber sie waren nie im stande, den Untergrund seiner Seele aufzurühren. Thankmars gute Stimmungen waren dagegen einzelne aufflackernde Lichter, welche mehr dazu dienten, die Finsternis in ihm zu zeigen, als sie zu erhellen; er empfand dann um so peinvoller, wie es sein sollte und sein könnte, wenn irgend etwas ihm dazu verhalf, das Gleichgewicht der Seele zu bewahren.

Während Max stumm und gedankenvoll mit großen, ernsten Augen vor sich hinstarrt, das Dasein eines Rätsels in aller Menschen Brust zum erstenmal ahnend, fährt Thankmar fort:

„Ich glaube, ich werde noch einmal wahnsinnig!"

Erschrocken blickt Max in das schwermütige Gesicht an seiner Brust.

„Nun,“ lacht Thankmar mit plötzlich ganz verändertem Ton, „ich hätte nicht so sprechen sollen, armer Max, du nimmst alles so buchstäblich; aber es thut so wohl, einmal die Gedanken aussprechen können, gerade wie sie durch den Kopf gehen. Beschwere dein Herz nicht zu sehr damit, ich bin wohl noch zu retten. Du kommst mir so vor, wie eine gute kleine Taschenuhr, die tagaus, tagein regelmäßig weiter tickt, und ich bin solche Monsteruhr, wie sie in der Schloßhalle steht, das ganze Werk arbeitet nicht, wie es soll, einmal eilt der Zeiger in großer Hast voraus, das nächste Mal hinkt er mühsam hinter der Zeit, und dann steht er auf einmal ganz still. Ich will nun die große verdrehte Uhr nach der kleinen stellen.“

„Aber wie kommst du auf die Uhr in der Schloßhalle? Du bist doch nicht im Schloß gewesen? Du hattest es mir ja versprochen, nur mit mir hinzugehen!“

„Du weißt also noch nichts?“

„Was denn? Nein, ich weiß von nichts!“

„Ich bin darin gewesen, ich konnte es nicht ändern.“

„Aber so erzähle doch! Ich hoffe nur, du bist nicht im alten Turm gewesen?“

„Ja, aber gerade dort war ich!“

„Aber Onkel!“

„Ich denke, du willst Thankmar sagen?“

„Thankmar, lieber Thankmar, so erzähle doch, wie kamst du hinein?“

„Man schleppte mich hinein!“

„Man schleppte dich?“

„Ja, die Soldaten nahmen mich beim Schlafittchen und warfen mich in den Turm.“

„Aber warum denn?“ ruft Max, der sich des Onkels Gemütszustand nun aufs fürchterlichste erklärt.

„Weil ich zu ihnen gesagt, daß solche alte knäckschälige Kerle ins Armenhaus gehörten und nicht Soldaten spielen sollten!“

„Oho, ins Armenhaus! Herr Conopatzky, der Korporal ins Armenhaus — und selbst die andern, das werden sie dir niemals verzeihen! Die sind gewaltig stolz, und was für ein Leben sie auf dem Schlosse führen! Jeden Tag Bier und Braten und Sonntags Wein.“

Als Thankmar über sein Abenteuer zu Maxens hellem Entzücken bis in alle Details berichtet, fährt er fort: „Und als ich nun vom Schlosse herunterkam, da wäre es mir lieber gewesen, der Fürst hätte mich nicht so gütig und herablassend behandelt. Ich für meine Person mag die Herablassung nicht. Ich mag auch die Fürsten nicht. Solche Unterschiede müßten unter den Menschen nicht sein. Ich wünschte, wir wären alle gleich, und es dürfte sich nicht einer über den andern erheben.“

Max streift ihn mit einem erschrockenen Seitenblicke.

„Du bist doch nicht gar neidisch!“ hätte er beinahe gesagt; aber ein Blick in das melancholische Gesicht läßt ihn diese allzutriviale Erklärung des gewiß sehr komplizierten Seelenzustandes seines Freundes augenblicklich verwerfen.

Thankmar fährt fort: „Mir wäre es lieber, euer Städtchen würde nicht von diesem Schlosse gekrönt. Ich

könnte mich hier ganz wohl fühlen, wenn ich mein Brot hier fände. Ich mache keine großen Ansprüche, (?) aber ich kann nicht leben, wenn man auf mich herabsieht, und das wäre hier mein Los. Mit einem Manne, dem man sich an Bildung gleich fühlt (wenn man ihn nicht noch bedeutend überragt, wie Thankmar eigentlich meint), nur so gelegentlich verkehren, von ihm herablassend ins Gespräch gezogen werden, bloß weil er ein Fürst — noch dazu ein mediatisierter ist — das ist unerträglich. Siehst du, das macht mich über den Verlauf meines hiesigen Aufenthaltes unsicher. Ich hatte mir alles bereits so idyllisch gedacht, ich wollte mich den hiesigen Verhältnissen anpassen, ich wollte ganz mit diesen Menschen leben, und nun muß ich hier einen Fürsten treffen, vor dessen Herablassung man nicht sicher ist, einen Mann, der sich sagt: »Dieser Baumeister ist ein ganz unterhaltender Kauz, und da er auch gute Manieren zu haben scheint, so kann man ihm ab und zu die Ehre erweisen, mit ihm zusammenzutreffen.« Ähnliches ließ er verlauten, als ich mich von ihm verabschiedete."

Max ist so tief in Gedanken, daß er ums Wort verlegen ist. Er denkt alles mögliche, auch was „mediatisiert" bedeuten mag, und dann sagt er auf einmal: „Dann läßt du dich auch wohl zu uns herab?"

„Was meinst du?" fragt Thankmar beunruhigt.

„Ja," lächelt Max mit der erhabenen Demut eines Weisen, „du läßt dich auch herab zu uns, denn du bist selbst sehr stolz!"

„Du bist ein Schaf!" sagt Thankmar etwas verlegen.

„Aber weißt du,“ — und er reibt sein Gesicht an Thankmars Wange, — „wir freuen uns, daß du soviel feiner bist als wir!“

Thankmar ärgert sich über seine Offenherzigkeit; er zieht den Knaben auf das Kissen, und beide schlafen ein.

Die Dämmerung des Sommerabends bricht herein; als Thankmar die Augen aufschlägt, fällt sein Blick auf die Gestalt seines Bruders, der neben dem Bett sitzt und ihn vergnügt anlächelt, während er mit dem Daumen in seinem frisch gefüllten Pfeifenkopf stopft. Er hat ein mit Perlen ausgenähtes Käppchen auf; um seinen Schmerbauch wird der geblümte Schlafrock von einer Eichenguirlande auf Kannevas zusammengehalten; seine Füße stecken in Pantoffeln, deren Stickerei aus Stahlperlen und ziegelroten Rosen besteht.

„Wie ihr euch gleicht, du und mein Max'l!“ sagt der Alte gerührt.

„Und du erinnerst mich an den Vater!“ Thankmars Augen umfloren sich einen Moment.

„Bist du denn von dem Schreck deiner Gefangennehmung wiederhergestellt? Wenn du nicht bald im stande bist, dich vor versammeltem Volk zu zeigen, so wird dem Fürsten bald die Mähr von einer ernsten Erkrankung zugehen, und er wird dir seinen Leibarzt schicken. Denn ich versichere dir, die Geschichten, die von hier aufs Schloß und vom Schloß herunterkommen, wachsen lawinenartig!“

„Das glaube ich!“ ruft Thankmar, den erwachenden Max von sich schiebend und sich aufrichtend. „Aber um alles in der Welt nicht mehr feurige Kohlen fürstlicher

Gnade auf mein plebejisches Haupt! Was für Sensationsgeschichten hat man dir erzählt, und wo habe ich zu erscheinen, um eine Legendenbildung im Keime zu ersticken?"

„Im Lämken! Ich wollte dich abholen, mit mir zu Biere zu gehen. Du wirst einige ganz gescheite und brave Männer treffen, an deren Umgange du schon Freude finden kannst, wenn du" — und dabei trifft ein mild ironischer Blick den Stapel eleganter Kleider in dem offenen Schranke — „etwas über den Schnitt ihrer Kleider hinwegsehen willst, ebenso wie über — — —"

„Mein teurer Bruder, ich fange an zu glauben, daß ihr mich für stolz haltet. Und ihr thut mir großes Unrecht damit; ich bin ein vorurteilsloser, freisinniger Mensch und —"

„Na, na!" lächelt der alte Leutnant und sieht mit schlau zusammengekniffenen Augen auf den jungen Herrn, der vor dem Spiegel unter seinen Toilettensachen herumkramt, während Max die atlasgefütterte Weste mit ausgebreiteten Armen hält. „Warum solltest du denn auch nicht stolz sein? Hast ja alle Ursache dazu!"

„Das ist wohl Ironie?" Thankmars braunes Gesicht verändert die Farbe.

„Ironie? Keineswegs! Daß es dir momentan an Beschäftigung fehlt und du ein wenig Schulden hast, wird bei deiner Jugend kein so großes Unglück sein. Du hast schon Großes geleistet, und wenn du mit dem Gelde nicht schlecht umgegangen wärst, so wäre dir augenblicklich wohler. Du weißt aber doch, was du kannst, du hast eine Zukunft vor dir" — die Augen

des alten Leutnants starren einen Moment traurig ins Leere. Er, der alte Bierphilister, hatte auch mal von einer glänzenden Zukunft geträumt!

Die Hände in den Taschen, den dunklen Kopf auf das weiße Hemd gesenkt, steht Thankmar mit düsteren Augen zu Boden blickend, vor dem Bruder. Max läßt hinter ihm die ausgebreiteten Arme sinken.

„Eine Zukunft? Woher weißt du, daß ich eine Zukunft habe?“ grollt Thankmar, und die Falte über der Nasenwurzel vertieft sich. „Ja, wenn ich ein Streber wäre oder ein Kriecher, ein Fürstendiener, ein Stellenjäger, ein mit Konnexionen aufgepäppeltes Talentchen — o, sicherlich, ich hätte eine Zukunft. Aber für einen freien, aufrechten Mann, der sich nur auf sich selbst, auf sein Können verlassen will, seine in ernster Arbeit ausgebildeten Fähigkeiten, da ist kein Weg offen in diesem gesegneten Lande, der kann sich begraben lassen oder Gänse hüten gehen!“

„Du bist noch unbekannt; wen man nicht kennt, nimmt man nicht, das ist doch sehr natürlich. Würdest du anders handeln?“

„Wenn es so einfach läge! Aber das Empörende bei dieser Protektions- und Konnexionswirtschaft ist —“

„Nun, nun, wir wollen nicht streiten“, — beschwichtigt der Alte, der sein tägliches Behagen nicht gern durch allzu tiefes Eingehen in solche Fragen stört, besonders wenn er einen Gegner wittert, der sich nicht in einer Stunde auf die eigne Seite ziehen läßt, „das ist alles so rein menschlich und natürlich, daß man sich darüber wahrhaftig nicht zu ärgern braucht. Würde dich jetzt

eine Konnexion oder Protektion an einen dir gebührenden Platz stellen, so würden zehn andre ebenso sprechen wie du jetzt, und dir wäre doch bloß dein Recht geworden. Auch können Protektion und Konnexion dem Schwächling nur kurze Zeit die Bahn freihalten. Wahres Talent, Genie, Thatkraft würden stets den ersten Platz erreichen. Wem es nicht gelingt, der ist auch nicht das, wofür er sich gehalten."

Wieder zittert es resigniert um den gutmütigen Mund des alten Leutnants. Er hat längst eingesehen, daß er trotz seiner Tüchtigkeit in gewisser Hinsicht, seines weichlichen, anschlußbedürftigen Wesens wegen, niemals ein guter Feldherr geworden wäre. Schon seit vielen Jahren spricht er nicht mehr von der Unbill, die ihm durch seine Verabschiedung geschehen wäre.

„Es wird Zeit, Abendbrot zu essen, wenn wir nachher noch jemand im Lämken treffen wollen!" sagt er, dem in düsteres Nachdenken versunkenen Thankmar auf die Achsel klopfend.

Max breitet wieder seine Arme mit der Weste aus. Dann folgt der sandfarbene Rock, zu dem der munter karierte Schlips so hübsch aussieht, ein weißer Strohhut, und in anbetracht der ländlichen Verhältnisse wildlederne Handschuhe. Max sieht stolz dem Onkel nach, und zum erstenmale fällt es ihm auf, daß sein Papa in Schlafrock, Eichenguirlande und Pantoffeln, das Bierseidel in der einen, die Pfeife in der andern Hand, eine groteske Figur beim Überschreiten der Straße bildet.

Das Obergeschoß des Wirtshauses zum Lämken springt zwei Fuß vor; der Fußboden des Erdgeschosses

liegt unter dem Niveau der Straße, und das steile Mansardendach ist über das Ganze gestülpt wie ein alter, vom Wetter verbeulter Hut.

Die Mauern sind dunkel von altem Epheugespinst, und die weißen, kleinen Fensterrauten heben sich dagegen ab wie Spitzenwerk. Über die Thür, deren oberer Teil zurückgeschlagen ist, lehnt sich der Lämkenwirt, ein kleines, weißhaariges Männchen mit einem flachen, schwarzen Käppchen, das ihm etwas meisenartiges giebt. Er ist in fleckenloses Schwarz gekleidet, und obgleich seine Kleidung keinen besondern Schnitt hat, hat er etwas so Originelles an sich, daß er vielmehr wie der Hausmeister, altes Faktotum aus einem Shakespeareschen Stück, oder wie Schillers Melville aussieht, denn als ein Hotelier des 19. Jahrhunderts.

„Die Seele von einem Mann,“ erklärt der Leutnant seinem Bruder, als sie auf den Wirt zugehen.

Beim schönsten Sommerwetter lieben es die Männer von Lichtenberge, ihre Feierstunden im Zimmer zuzubringen. Am Straßenfenster der großen Diele, die Küche, Flur und Wirtsstube zugleich ist, sitzen sie mit ihren eigenen Seideln um einen schweren Eichentisch. An der nach Landessitte offenen Feuerstelle hantiert eine saubere Magd. Sie nimmt die gebrauchten Pfannen nach der Aufwaschküche und hakt den großen, berußten Kaffeekessel an die eiserne Kette. Eine gelbe Katze und ein schwarzer Hund schlafen ineinandergeschlungen auf dem Reisigbündel, das rechts im Kaminmantel zum Vorrat liegt. Das glimmende Torffeuer wirft einen rötlichen Schein über die gekalkten Wände, und durch

die breite, offene Hinterthür lacht das Grün des Gartens im letzten Abendlicht. Im Thürrahmen sitzen zwei Frauen, eine rundliche Matrone mit Lockenbündeln und einem scharfen, feinen Profil, ein junges Mädchen, auf dessen reizendem Köpfchen ein an eine Eierschale erinnerndes weißes Mützchen mit rosa Bändern festgebunden ist. Ihr graues, ungeschicktes Kleid ist nicht im stande, die edlen Linien ihrer Gestalt zu entstellen, sie hat dem weiten, losen Schnitt vielmehr etwas Klassisches gegeben. Ein kleiner Fuß und gepflegte Hände vollenden die Anmut der ganzen Erscheinung, und wenn man auch nicht umhin kann, die zwecklose Mütze von dem kaum achtzehnjährigen Haupt hinwegzuwünschen, so muß man auch wieder zugeben, daß sie ihm einen originellen Reiz verleiht.

Die alte Dame hält ab und zu ihre Strickerei gen Himmel, um ihre Arbeit zu kontrollieren. Sie führen ein leises Gespräch miteinander, ohne das Kommen und Gehen der Gäste zu beobachten. Erst als die Meschedes eintreten, schiebt sie ihre Brille zurecht und betrachtet den Bruder des Leutnants mit interessierten Blicken, dem alten Leutnant schon von weitem die Hand hinstreckend.

„Mein Bruder, der Baumeister," sagt der alte Meschede mit entsprechender Bewegung, und Frau Fastje schüttelt die Hand des Baumeisters, während das junge Mädchen wie ein Schulkind in die Höhe schnellt und eine ungeschickte Verbeugung macht, welche mit einem Knix auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat; dabei wird ihr mildes Gesichtchen über und über rot, aber wohl mehr im Schuldbewußtsein ihres ungeschickten Wesens, als

wegen eines überwältigenden Eindrucks von seiten des jungen Herren, denn ihr dunkles Auge gleitet kühl und ruhig und etwas prüfend über Thankmars Gesicht.

„Sie haben hier ein hübsches Plätzchen," sagt Thankmar, um etwas zu sagen, und läßt einen gleichgültigen Blick über den primitiven Garten streifen. Zur rechten Zeit tippt der Wirt jetzt dem Leutnant auf die Schulter und weist auf die gefüllten Krüge am Tisch.

Erleichtert setzt sich das junge Mädchen wieder auf ihr niedriges Schemelchen; die alte Dame wickelt ihre Arbeit zusammen, faltet die Hände darüber, und beide sehen schweigend nach dem großen Tisch, wo jetzt eine umständliche Vorstellung beginnt: „Mein Bruder, der Baumeister" — „Herr Kuhlemann, Herr Bönnicke, Herr Sauermilch, Herr Schlotterhos, Herr Piepkorn, Herr Baldurius."

Nach den bei neuen Bekanntschaften üblichen Präliminarien giebt Thankmar sich einen Stoß, den Freunden seines Bruders mit dem nötigen Enthusiasmus entgegenzutreten.

Es bedurfte seinerseits nicht viel Anstrengung, um die Menschen für sich einzunehmen. Er besaß die Gabe der feinen Schmeichelei; er verstand es, die Menschen bei ihren Schwächen zu fassen, ohne sich dessen bewußt zu sein. Er kann einen Menschen in fünf Minuten dazu bringen, ihm sein ganzes Herz auszuschütten; er weiß sich ihm anzupassen, versteht ihn, nimmt ihm die Worte aus dem Mund, wägt seine Worte nach dem jeweiligen Verständnis. Mit einem Wort: er ist ganz Herablassung zu dem Niveau dieses Stammtisches. Er

politisiert in den beliebtesten Gemeinplätzen, erzählt Anekdoten, daß die Backen der alten Rentiers wackeln. Er entwickelt seine einfachen Lebensanschauungen, spricht von seinen geringen Bedürfnissen. Er singt das Loblied eines bescheidenen Lebens in einem kleinen Städtchen.

Zu Hause hat er dann Kopfschmerzen vom vielen Schwatzen, und am Einschlafen hindert ihn der Blick aus zwei dunklen Augen, die sich im Laufe des Abends oftmals prüfend auf ihn gerichtet, zwei Augen von der Unschuld und Einfalt von Kindern, von denen man sagt, daß sie oft mehr sehen als die Weltklugen.

Er rekapituliert alles, was er gesagt, und wünscht drei Viertel ungesagt um dieses einfachen, stummen Mädchens in dem Küchenwinkel wegen, und auch weil dieses Mädchen von einem Herrn abgeholt wurde, der wie ein Konsistorialrat aussah, aber der Kammerdiener des Fürsten war. Er hat mit Herrn Meisenheim Hände geschüttelt, hatte mit ihm in der leutseligsten Weise von seinem Abenteuer auf dem Schloß gesprochen, und dieser war dann mit dem so seltsam schönen und in seinen Bewegungen so seltsam ungeschickten Mädchen, seiner Tochter, nach dem Schlosse gegangen.

Thankmar hat die Empfindung, daß das einfältige Gemüt sich über ihn lustig macht. Und morgen hilft der Kammerdiener dem fürstlichen Herrn bei der Toilette, und wenn er auch abwehrend mit der Hand winkt, so nimmt der hohe Herr doch mit wohlgefälligem Lächeln die Thatsache auf, daß dieser Baumeister sich überall zum Narren macht.

* * *

Soviel Briefe hatte der Postbote noch nie in des Bürgermeisters Haus gebracht; auch hatte die Post noch nie soviel Briefe aus Lichtenberge hinaus befördert als zu den Zeiten Thankmar Meschedes. Aber Erfreuliches schienen die Briefe nicht zu bringen. Sie wurden hastig zerrissen, ins Feuer geworfen, und der Empfänger pflegte dann ans Fenster zu treten und eine besondere Melodie zu pfeifen. Er war das Leben in dem kleinen Städtchen herzlich satt, und alle Liebe und Aufmerksamkeit seiner Verwandten vermochten nicht die dunklen Wolken auf seiner Stirn zu zerstreuen. Er kannte die alten Geschichten am Stammtisch des Lämken auswendig; er wußte die Bemerkungen, welche am meisten Erfolg nach sich zogen, mechanisch dazwischen zu streuen, und weitere Abwechselung gab es bei der arbeitsgewohnten Bevölkerung nicht. Vergebens ersuchte ihn Max, mit ihm das Schloß zu besuchen, Thankmar wollte sich nicht dem Fürsten in den Weg werfen, wie er sagte; kaum daß er dann und wann den entlegensten Teil des Parkes betrat.

Mittlerweile war aber der Gipfelpunkt der Lichtenberger Sommerfreuden herangekommen — das Vogelschießen.

„Onkel, morgen geht's los!" sagt Max, seine Mütze in die Sofaecke werfend und sich den Schweiß mit dem Blaugewürfelten von der Stirn wischend. „Ich bin ihnen schon begegnet."

„Wem denn?"

„Den Wagen der Jahrmarktsleute, den Wagen mit den Schornsteinen, wo die Menschen so gemütlich drin wohnen und kochen."

„Das mag eine große Gemütlichkeit sein!"

„Nun gewiß! Ich denke es mir wenigstens sehr nett, so mit dem ganzen Hause durch die Welt zu fahren."

„Wie ein Salonwagen!"

„Du spottest immer, Thankmar, aber warte nur, beim Vogelschießen wirst du dich schon amüsieren, es ist zu schön."

„So."

„Ja, dann kommen aus Wolldorf die ganzen Offiziere mit ihren Familien, und so viele Gutsbesitzer und andere Leute, und der Fürst kommt auch und geht in alle Buden und redet welche an. Und bei dem Wurstkocher ißt er mit den gewöhnlichsten Leuten, wenn sie gerade um die Kessel stehen."

„Ich finde es gerade nicht notwendig, daß Fürsten mit den gewöhnlichen Leuten Wurst essen; sie könnten Besseres thun."

„Nun natürlich thut der Fürst auch Besseres, aber es freut sie doch, wenn er zum eigenen Vergnügen nach der Vogelwiese kommt und dann nicht so vornehm aus der Ferne zusieht."

„Was freut sie daran! Sie müssen es doch wissen, daß ihm das Überwindung kostet. Derartige Würste aus derartigem Kessel und in solcher Umgebung essen, muß dem Fürsten doch Ekel erregen, und das sollte ihren Stolz kränken, wenn sie nicht ganz hündisch sind."

„Wie du sprichst! Ich glaube, du verstellst dich bloß. Er ist doch ein Fürst."

„Diese Thatsache ist nicht zu bestreiten, aber ich liebe leutselige Fürsten nun einmal nicht."

„Aber wie sollen sich denn Fürsten amüsieren, wenn sie nicht leutselig sein dürfen? Sie können doch nicht immer Ihresgleichen besuchen oder bei sich haben, und Vergnügen muß es ihnen doch machen, einmal zu sehen, wie's die andern Menschen treiben, sie anzusprechen und auszufragen, und für diese ist das wiederum eine hohe Ehre."

Thankmar gab es auf, den Knaben aus seiner friedlichen Bescheidenheit aufzurütteln.

Zum Gange nach der Vogelwiese gerüstet, erscheint Max an einem der folgenden Tage ebenso strahlenden Antlitzes vor Thankmar, als hätte dieser ihn niemals kühl ablaufen lassen mit seinem Vogelwiesen-Enthusiasmus. Ein musternder Blick gleitet über den Neffen, der heute sein bestes Zeug angelegt hat. Mit langen schwarzen Hosen, schwarzem Taillenrock, alles auf Zuwachs berechnet, sieht er aus wie ein Hütejunge im geschenkten Konfirmationsanzug. Nichts ist zu sehen von dem schlanken, geschmeidigen Körper, wie ihn die ausgewachsene Alltagskleidung offenbarte, und welche man an dem schönen Kinde kaum beachtete; dieser plumpe Leichenbitteranzug läßt nichts neben sich aufkommen, aber in seiner steifen Neuheit erfreut er des Knaben Auge, der nach Kinderart weniger sich als den Anzug bewundert aufs höchste. Thankmar unterdrückt sein entsetztes: „Wie siehst du aus?" um ihm die feierliche Stimmung nicht zu rauben, kann es aber nicht lassen, ihm die mit Wasser glatt gebürsteten Locken durcheinanderzukämmen, ehe er selbst nach Hut und Handschuhen greift.

Frau Meschede erteilt noch Instruktionen an die alte Frau, welche das Haus hüten soll, zieht Schlüssel ab

und fühlt in ihren Taschen nach verschiedenen Dingen. Sie trägt ein changierendes Seidenkleid, das sich im leisesten Lufthauch bläht, eine schwarze Netthaube mit blauem Atlasband, und ebensolches Band schlingt sich durch den gehäkelten Kragen, der einen tiefen Ausschnitt fingierend spitz bis zur Taille zuläuft. Ihre einknöpfigen, weißen Glacés sind von einem erfrischenden Benzinduft erfüllt. Sie ist die Nettigkeit selbst, trotzdem jedes Stück seit Jahren in ihrem Besitz ist, und ihr gutes Gesicht ist voll harmlosen Frohsinns, wie das eines Kindes. So versteht sie auch nicht den seltsam steinernen Ausdruck, den das Gesicht ihres Schwagers annimmt, als sie ihm ihren großen, Kuchen- und Strickzeug bergenden Pompadour zu tragen giebt; sie muß die Hände frei haben, um sich das Kleid des Staubes wegen bis zu den Knieen aufzuheben, was sie auch mit gutem Gewissen thun kann, da ihr Unterrock blendend weiß ist und die pensee Plüschschuhe ganz neu sind.

Ach diese Schuhe, es ist unmöglich! Thankmars ziegenlederne Stiefel können in dieser Gesellschaft nicht gehen, er macht einen kühnen Versuch.

„Liebe Schwägerin, verzeihen Sie, Sie haben vergessen, Ihre Hausschuhe zu wechseln —“ aber eine schmerzliche Abhandlung über Hühneraugen, welche das Tragen gerade solcher Schuhe zur Pflicht machen, und der Rat, im Falle er auch daran leiden sollte, nichts als Plüschschuhe zu tragen, werden ihm zu teil. Thankmar und Hühneraugen!

Was für ein eisiger Blick unter den langen, schwarzen Wimpern über die kleine, gute Schwägerin und ihre

Plüschschuhe gleitet, wie eisig das: „Laß mich, mein Jungchen!“ klingt, mit dem er Maxens Arm abwehrt, den dieser vertrauensvoll in den seinen schieben will!

Über dem Felde, das sie auf einem schmalen Pfade durchschreiten, brütet die Mittagshitze eines Sommertages, und es ist nicht zu verwundern, daß der alte Herr auf den Gedanken kommt, seinen Rock auszuziehen und über den Arm seines Sohnes zu werfen. Er hatte bis jetzt noch am besten ausgesehen, denn, wenn es galt, für die Öffentlichkeit Toilette zu machen, überkamen ihn noch die Erinnerungen an das, was zu einer guten Toilette gehört, und was nicht dazu gehört, wenn er sich auch zu Hause längst von der Geschmacksrichtung seiner Frau hatte unterjochen lassen. Jetzt war aber der gute Eindruck dahin; denn ein breiter, in leuchtenden Farben gestickter Gurt mit der Devise: „Gut Heil“ umspannt die mächtige Taille. Vergeblich macht Thankmar sich daran, ihm klar zu machen, daß der Gurt seiner Leber schaden würde, auch hier wird ihm erklärt, daß dieser Gurt zum Wohlbehagen gehöre, wenn auch zugegeben wird, daß es hübscher wäre, Frau Meschede hätte eine andre Leidenschaft als das Sticken von männlichen Kleidungsstücken.

Truppweise strömt es auf allen Feld- und Waldwegen nach der fürstlichen Forst, in der die Vogelwiese gelegen. Man war noch nicht in der Zeit des stilgerechten Geschmacks und der Journalmappen, welche ihn auf billige Weise in weite Kreise tragen. Es war Thankmar deshalb vergönnt, außer den Farbenkombinationen seiner Verwandten blaue Tibetkleider zu sehen, gegen welche

Hildebrandts blaues Wunder nichts ist, rosa und rote Zitzkleider, deren Anblick ohne die frischen Mädchen darin schon allein aufheiternd wirkte. An Ort und Stelle entwickelt sich ein lustiges Leben. Die jungen Männer helfen den unaufhörlich lachenden und kichernden jungen Damen beim Kaffeekochen an dem gemeinschaftlichen großen Feuer. Weiße Servietten breiten sich auf dem festen Wiesengrunde aus, Kuchenberge werden aufgeschüttet, die Kaffeemühlen knirschen, die Tassen klappern, die Kinder laufen nach den noch geschlossenen weißen Zelten und betrachten staunend die Malereien und den Mulatten, der vor dem Zelt einen Papyros raucht. Es ist ein echter Mulatte.

Gruppen von Backfischen, deren zuckerwassergesteifte Locken mit Rundkämmen aus dem Gesicht gehalten werden, schlagen in wichtigen Gesprächen einsame Waldpfade ein, und schüchterne Schulknaben versuchen ihnen auf Umwegen zu begegnen, um einige linkische Grüße anzubringen, die sehr gemessen erwidert werden.

Ein poetisches Wesen, Fräulein Milch, die Schneiderin von Lichtenberge, welche den ganzen Walter Skott bei Mondschein gelesen hat, verliert sich im Waldesdunkel mit dem unklaren Bewußtsein, daß sie jemand begegnen wird, daß sie vor einer Wendung ihres Lebens steht. Und diese Wendung ihres Lebens nimmt unwillkürlich die Züge des Baumeisters an.

Der Baumeister aber sitzt in einiger Entfernung von den Seinen auf den Wurzeln einer alten Eiche und raucht eine Zigarre und beabsichtigt, sich erst in die Ein-

samkeit zu verlieren, wenn der Fürst auf dem Platz erscheint. Er wäre am liebsten gar nicht gekommen, aber eine Andeutung in dieser Hinsicht hatte ein so fassungsloses Erstaunen hervorgerufen, daß er sich geopfert.

So saß das Opfer auf einsamer Höhe, um, wie es den Seinen gesagt, ungestört „das farbenprächtige, muntere Bild“ zu studieren. Die Herren von Lichtenberge und Umgegend nehmen ihm das nicht übel. Nur von den Damen fliegen fragende Blicke zu der eleganten Erscheinung. Da aber der Gegenstand ihrer Bewunderung gar keine Anstalten macht, ihnen menschlich nahe zu treten, beschließen sie mit den Herren, die ihnen bisher den Inbegriff alles Erstrebenswerten bildeten, den stolzen Mann zu vergessen und ihm deutlich zu machen, daß man ihn nicht braucht.

Der Kaffee ist fertig. Die wichtigen Backfische werden von den jüngeren Geschwistern mit zornigen Stimmen herbeigerufen. Fräulein Milchs seeblaues Musselin erscheint zuletzt hinter den grauen Buchenstämmen, ihr Schäferhut hängt am Arm, ein flüchtig zusammengeraufter Maßliebchenstrauß, den sie nachher achtlos liegen läßt, füllt ihre linke Hand. Ihr Mund ist schmerzlich zusammengepreßt, sie sieht tief unglücklich aus. Als sie an der Eiche vorüberschreitet, hebt sie zum erstenmal die kurz bewimperten Lider, und ein langer, vorwurfsvoller Blick trifft den Baumeister, der indessen das alternde Mädchen gar nicht gewahr wird. Max kommt mit zwei Tassen und einer Kuchendüte über die Wurzeln zu der Eiche hinaufgestolpert: „Hier hast du deinen Kaffee, lieber Thankmar,“ sagt er, „und wenn

du erlaubst, bleibe ich bei dir; man sitzt hier gut und sieht alles viel besser."

Der Leser soll nicht mit Aufzählung des bekannten Jahrmarktströdels ermüdet werden oder mit all den Kremsern, Leiterwagen, Maisen, die mit reichlichem Inhalt von allen Seiten heranfuhren, dem Vogelschießen u. s. w. Ich will bloß erwähnen, daß der Fürst mit einer großen Gesellschaft erschien, daß er sehr vergnügt in alle Zelte ging. Er fischte sich selbst ein Wurstpärchen aus dem Kessel des berühmten Wurstlers, trennte es und gab das eine einem Bauer, der in seiner beglückten Verlegenheit nicht wußte, was er damit machen sollte, und sich seitwärts in die Menschenmenge schlug.

Er fuhr mit nassem Finger über den glänzenden Rücken des feuerfressenden Negers, um seine Echtheit zu probieren, wodurch er ein brausendes Lachen der ihn umdrängenden Menge hervorrief. Er zwirbelte die aus einer Bude hervorwehenden Cirkassientücher zwischen Daumen und Zeigefinger und füllte seine Taschen mit reichlichen Einkäufen 2c. Er sah mit lustigem Schauder die zehn Jungens sich in den großen Blaubeerkuchen nach dem in der Mitte blinkenden Thaler hineinfressen.

Von alledem gewahrte Thankmar nichts. Früher, als man erwartet, hatten sich die hohen Herrschaften eingefunden. Sie waren lautlos zu Fuß über den Moosteppich herangekommen, und als Thankmar seinen Kopf nach jener Seite wandte, sah er verschiedene Lorgnetten und Kneifer und glaslose Augen auf sich gerichtet, der sich wie ein ausländischer Vogel unter dem bunten Geflügel eines Bauernhofes ausnahm. Von diesem Augen-

blick an war zu Maxens großer Betrübnis nichts mehr von ihm zu sehen.

Von der Vogelwiese führen viele Pfade in die Tiefe des Forstes. Im Anfang bedeckt schwellendes Moos den Boden unter Thankmars Füßen, mächtige Buchen breiten ihre Zweige über diese grünen Flächen, welche kein Unterholz deckt. Dann kommt eine dichte Tannenschonung, Heidekraut und schlanke Kiefern. Wahre Negerpfade schlängeln sich durch die bienendurchsummte Erika, und jeder dieser Pfade ist wie ein Rätsel, das man lösen möchte. Durch hohes Farrenkraut wechselndes Gestrüpp gelangt Thankmar schließlich auf offenes Land, das nur hin und wieder einen verkrüppelten oder verdorrten Baum zeigt, der seine weißen Äste in den tiefblauen Sommerhimmel streckt. Brackiges Wasser glitzert in kleinen Kanälen, Teichen und Tümpeln voll Wasserlinsen und zahllosen Mummeln, und ringsherum schließt der Forst seine dunklen Arme um das große, einsame Moor.

Kein Fußpfad durchkreuzt es; der schmale verwachsene Pfad, dessen Beschaffenheit deutlich verrät, daß selten ein Mensch sich hierher verirrt, führt bloß bis zu einem der größten teichartigen Tümpel, zu einem Steg, dessen äußerstes Ende im Wasser versunken ist. Ein Bedenken erweckender Kahn ruht auf dem stillen, dunklen Wasser, und eine rostige Kette verbindet ihn lose mit dem einzigen noch aufrecht stehenden Pfahl. Die vom Wetter ausgebleichten Ruder liegen auf den Bänken.

Es lockt Thankmar, nach dem kleinen Inselchen hinüberzufahren, das mit der Ruine einer kleinen Fischer-

hütte eine nette Ausbeute für sein Skizzenbuch verspricht. Mit ein paar Ruderschlägen ist er drüben. Mannshohe Nesseln schießen zu den hohlen Fenstern des kleinen Häuschens hinaus, der Schornstein ist zusammengestürzt und versperrt die Thür. An der Giebelseite schwanken an einem Baum die weißgebleichten Fragmente einer Reuse. Am besten erhalten ist ein Schutzdach über ein paar roh gezimmerten Bänken und einem hochbeinigen Tisch. Es scheint, als habe man diese vor dem gänzlichen Verfall bewahrt. Diese verlassene Menschenwohnung in dem einsamen Moor hat etwas Wehmütiges, das noch erhöht wird durch die Stille in der ganzen Natur, die nur dann und wann des Pirols regendürstender Ruf unterbricht, oder ein Kiebitz fliegt schreiend über das Moor, und aufgeschreckte Frösche plumpsen ins Wasser.

Vergessen sind Vogelschießen, schlecht gekleidete Verwandte, fürstliche Herrschaften und fürstliche Kammerdiener. (Nicht das kleinste Bedenken war es, wie man sich bei einem etwaigen Begegnen mit dem Fürsten und seinem Kammerdiener zu benehmen hätte, da man mit diesem vom Lämmken her auf ganz kordialem Fuße stand.) Thankmar ist ganz bei seinem Versuche, aus diesem vergessenen Erdenwinkel ein rechtes Stimmungsbildchen zu machen. Aber er kam nicht zur Vollendung, die Sonne schien ihm nach einer Stunde gerade ins Gesicht, und er konnte seinen Platz nicht verlegen, ohne den vorteilhaftesten Anblick der Ruine zu verlieren. Sein Buch auf den Tisch werfen und sich im Schatten zur Ruhe ausstrecken, ist das nächste. Es dauert nicht lange, so fangen seine Gedanken an sich zu verwirren.

Aus dem bunten Getümmel des Festplatzes lösen sich mehrere Gestalten. Seine Schwägerin hüpft mit zierlich gehobenem Kleide auf ihn zu, wobei ihre lila Schuhe nur so leuchten, ein stämmiger alter Herr hält ihre Hand, da kommt ein schwarzgekleideter Knabe und nimmt seine Mütze ab und sagt „Durchlaucht" zu dem alten Herrn, und dieser reicht ihm seine Hand, und neben dem Knaben taucht eine schlanke Gestalt im schleppenden weißen Kleide auf, die Prinzessin, und neben dieser ein alter Herr mit einem breiten roten Gurt um die Taille, der ruft ein über das andere Mal „Gut Heil!" Thankmar erkennt seinen Bruder und an seiner Hand den alten Meisenheim, und dieser hat wiederum den Mulatten an der Hand, jetzt kommen auch die andern alle, und ein einziger bunter Reigen schließt sich und tanzt um die Wiese — jung und alt, arm und reich, alles gleich. Sie tanzen und tanzen, und Thankmar springt auf und drängt sich in den Kreis, er will eine Rede halten über die Gleichheit der Menschen, aber er bekommt keinen Ton heraus, statt dessen fühlt er, wie der Erdboden unter ihm weicht, er geht wie auf Wolken, höher, immer höher, ihn schwindelt, er stürzt, er fällt, fällt und greift mit den Händen um sich, und auf einmal sagt eine Stimme, eine bekannte Stimme, deren Ton ihn elektrisiert: „Das ist ja der Bruder des Leutnants."

Verwirrt fährt Thankmar in sitzende Stellung auf; er blickt über den Wasserarm, der ihn vom Festland trennt, aber da ist nicht mehr die träumende Waldeinsamkeit. Equipagen halten am Waldessaum; Schmetterlingen gleich entflattern ihnen bunte Gestalten; eine Gruppe

lachender Herren in Nankingkleidern und weißen Strohhüten steht an dem versunkenen Steg und winkt ihm mit der Hand.

Einen Viertelmoment bleibt Thankmar schreckgelähmt auf seinem Platz, dann bringt ihn der Gedanke, was für eine Falle er sich gelegt, zu einem kurzen Auflachen. „Verhängnis, nimm deinen Lauf!“ — kein Wort könnte besser die Stimmung bezeichnen, mit der er sich zur Überfahrt der Herrschaften erbietet, wenn diese sich paarweise dem morschen Kahne anvertrauen wollen.

„Verzeiht, ehrwürdiger Einsiedler, daß wir Euch bei Eurer Devotion stören!“ ruft Se. Durchlaucht in bester Stimmung. „Aber wir müssen schon von Eurem Anerbieten Gebrauch machen, denn wir rechnen stark auf Euern Tisch und Bank, um endlich eine Mahlzeit in einer Stellung einzunehmen, bei der man sich nicht den Magen verdreht.“

Thankmar ist unter des Fürsten Worten schon zum Viertel über den Kanal gerudert, ohne nach dem neben ihm liegenden Hut zu greifen.

Er sieht so schön aus mit seinem bronzefarbenen Gesicht, dem nach polnischer Mode scheitellosen, kurz verschorenen Haar und last but not least der richtigen Wahl seiner Kleidung, daß er ein Flüstern unter den Fremden hervorruft: „Wer ist das? Ist es der Erbprinz?“ fragt ein junges Mädchen, das zum erstenmal auf dem Schloß ist. „O, bewahre!“ lacht eine kecke, schwarzhaarige Dame, und da sie eine Gespielin des Erbprinzen gewesen, setzt sie vertraulich hinzu: „Winkelried und der — wenn Durchlaucht eine Glatze hätte, würde er beinahe so aus-

sehen wie sein Sohn, das heißt, nicht ganz so alt!" Keck dreht sie sich auf dem Absatz herum, mit ihren funkelnden Augen ringsum Beifall für ihren Witz suchend, aber Fräulein Paula Banath steht nicht mehr auf dem Gipfel ihrer Macht; vor zehn Jahren konnte sie sagen, was ihr einfiel, man war hingerissen von ihrem Übermut. Schade, daß sie dabei geblieben war, während die Jahre ihrem Gesicht die Frische und Fülle genommen und das mutwillige Lächeln in ein nervöses Grimmassieren übergegangen war!

Der Fürst stellt den Baumeister der Gesellschaft vor, mit ein paar Worten den heiteren Anlaß der ersten Bekanntschaft erzählend, und nennt dann eine Reihe von Namen — Gräfin und Komtesse Moorwald, Graf Haideck, Herr und Frau von Lerchenfeld, Komtesse Haideck, Graf und Gräfin Arne, Komtesse Arne, Graf Arne junior. Thankmars adelslüsternes Herz zuckt bei jedem Grafentitel zusammen, wie muß er ihnen vorkommen — Herr Meschede, Baumeister, es klingt ja nach nichts. — Eine wohlthuende Empfindung beschleicht ihn, als endlich ein ebenso einfacher Name an sein Ohr schlägt, Frau und Fräulein Banath. Er fühlt einen sympathischen Zug zu diesen beiden Wesen, denen ein tückisches Geschick ebenfalls zu ihrem großen Kummer Titel und Würden versagt. Noch heute konnten es die Kinder der Frau Banath nicht verzeihen, daß sie, eine Lerchenfeld, einen simplen Leutnant Banath hatte heiraten können, einen Herrn, der nur gerade lange genug lebte, das Vermögen der Frau zu drei Vierteln durchzubringen und drei Kinder in die Welt zu setzen, aber nicht lange

genug, um ihnen einen Titel zu hinterlassen, der sich besser ins Weibliche verändern läßt als Leutnant. Wenn es aber etwas an dem verstorbenen Vater gab, womit Paula Banath prahlte, so waren es seine Schulden.

Thankmar und der junge Graf Arne, ein Neffe des Fürsten, ruderten wechselweise die ganze Gesellschaft nach der Insel.

„Wissen Sie, für wen man Sie hielt?" flüsterte Fräulein Paula Banath bei der Überfahrt nahe an Thankmars Ohr. „Für den jungen Fürsten."

Was für eine kindische Freude sein Herz schwellt und wie er sich hinterdrein ärgert!

„Der arme Winkelried, er war solch hübscher Bursche, gerade wie der junge Arne — aber wie verändert hat er sich! Wir trafen ihn zufällig letzten Winter in Wiesbaden — kaum, daß wir den dicken ältlichen Herrn erkannten. — Sie wissen doch, daß er seit Jahren nicht nach Lichtenberge kommt?"

Fräulein Paula bleibt an Thankmars Seite, und ihre Redseligkeit gewährt ihm die Muße, einen Teil der Gesellschaft zu betrachten, ohne derselben als ein müßiger Beobachter zu erscheinen. Die Fürstin hat sicherlich ungern den Wagen verlassen, aber sie thut nie etwas, was anderer Leute Vergnügen beeinträchtigen könnte, und niemand weiß es, daß diese Insel eine kummervolle Erinnerung für sie hat. Apathisch sitzt sie auf den Plaids und Wagenkissen, von denen man einen Sitz erbaut hat, und sieht nach dem verfallenen Häuschen, und ihre Gedanken sind da, wo sie immer sind — bei Winkelried. Die älteren Damen halten es jedoch für

Pflicht, eine matte Unterhaltung über das Wetter, die Kiebitze und die Mummeln aufrecht zu erhalten. Frau Banath leidet an der fixen Idee, daß die Apathie der Fürstin Stolz ist ihr gegenüber, denn sie kann es nicht für möglich halten, daß die Dame um Winkelried trauert, dem es ja sehr gut gehen muß, da er in den großen Städten ein lustiges Leben führt und es eine reine Grille der Eltern ist, ihm deshalb so ausdauernd zu zürnen.

Die jungen Herren versuchen die Thüre des Häuschens zu erbrechen; Graf Arne ist hineingeklettert und probiert ein großes, auf dem Jahrmarkt gekauftes Messer an den Nesselstauden; der junge Lerchenberg, Forstkandidat und großer Courmacher, wirft Ziegelsteine zum Hinterfenster hinaus in das Wasser, daß es hoch aufspritzt; er arbeitet aus allen Kräften, da die jungen Damen den Wunsch ausgesprochen haben, das Häuschen zu betreten. Die Prinzessin lehnt mit ihnen an den vordern Fenstern.

„Da hat eine Uhr gehangen,“ sagt sie, auf einen viereckigen, weißen Fleck an dem verräucherten Kalkbewurf zeigend; „und da ein Kruzifix.“

Ein Diener hilft die letzten Steine wegräumen; die morsche Thür kracht in den Angeln, Thankmars Druck nachgebend, und die Damen steigen behutsam in dem Häuschen herum. Sie sind begeistert.

„Das müßte neu hergerichtet werden!“ sagt die Prinzessin. „Eine kleine, halbverfallene Klause sollte daraus werden; aber mit regenfestem Dach, einer Feuerstelle und Kochgerät in den denkbar einfachsten Formen.“

„Meinst du solches?“ fragte Graf Arne, einen schwarzen, zerbrochenen Hafen und einen verbogenen Dreifuß von dem flachen Herde nehmend und seiner Kousine hinhaltend.

„O, was hast du gefunden!“ ruft die Prinzessin und nimmt den Hafen, als wäre es ein durch Jahrhunderte geheiligter Fund.

„Papa,“ sagt sie dann zu dem Fürsten, der seit einer Weile durchs Fenster sieht, „wie lange ist denn dieses Haus unbewohnt? Denke dir, Vollrad hat dieses gefunden!“ Und sie setzt Hafen und Dreifuß auf das Fensterbrett. Der Fürst setzt bedächtig den Kneifer auf, betrachtet mit unnachahmlicher gelehrter Miene den Hafen von allen Seiten und schüttelt, ihn dem Baumeister reichend, das Haupt.

„Vielleicht gelingt es Ihnen, Herr Meschede, das Alter und die Form dieser Urne genau zu bestimmen und zu entscheiden, welchem Teile meines Museums ich diesen wertvollen Fund einzuverleiben habe.“

Mit weiser Miene beklopft Thankmar das Gefäß von allen Seiten.

„Meiner Ansicht nach,“ sagt er mit komischer Wichtigkeit, „ist es ein Topf — ein Topf, wie er noch heutigen Tages in einzelnen Gegenden im Gebrauch ist.“

„Es ist wohl schon über 200 Jahre her, daß hier ein schöner See verschwunden. In meiner Kindheit wurde noch gefischt, aber seit dem Tode des alten Kietz, mit dem ich zuweilen fischen ging, lohnte es nicht der Mühe. Die Hütte wurde eine Zeitlang von Jägern benutzt und instandgehalten; vor ein paar Jahren hat

aber der Sturm den Schornstein eingeworfen. Es ist eine nutzlose Gegend; auch die Kiebitzeier sind kaum aufzusuchen wegen des Nebels und Morastes. Hat's schon mancher mit dem Leben bezahlt."

„Aber warum lassen Durchlaucht nicht das Land entwässern? Ich schätze es auf ein paar hundert Morgen."

Der Fürst nimmt Thankmar beim Arm und zieht ihn nach der Giebelseite, wo die alte Reuse hin und her weht.

„Ich plante es einmal, aber die Sachverständigen, denen ich meine Absichten unterbreitete, eröffneten mir die Aussicht auf eine solche Reihe von Schwierigkeiten und Kosten, deren das Ganze nicht wert war. Ich würde mich aber freuen, dieses mein Lieblingsprojekt mit jemand zu besprechen, der etwas davon versteht, und das ist doch bei Ihnen der Fall?"

Es war dies zwar ein Zweig seiner Thätigkeit, welchen Thankmar nicht besonders liebte. Nur in Zeiten der Not hatte er sich ihm zugewendet. Er bejahte des Fürsten Frage aufs lebhafteste, aber keineswegs in der Hoffnung, hier ein Geschäft zu machen; nichts wäre ihm unangenehmer gewesen, als hier in einem so untergeordneten Zweige seines Berufes thätig zu sein. Er wollte nur den Ratgeber spielen, der sich ausgezeichnet darauf versteht, aber zu hoch steht, um es etwa selbst zu übernehmen.

Er lechzte in seinem Herzen nach dem Umgange mit dem Fürsten, nach Hofluft, und unbewußt schlägt er den Weg dazu über die sich ihm bietende Brücke ein.

Gerade diesen Empfindungen war sein bisheriges stolzes Fliehen der Nähe des fürstlichen Hofes entsprungen, wie ein schüchternes Mägdlein den Gegenstand ihrer Neigung meidet, wenn es hoffnungslos ist, ein gleich heftiges Interesse zu erregen.

Ganz Liebenswürdigkeit, ganz Feuer und Eifer geht Thankmar auf die Auslassungen des Fürsten ein, macht Gegenvorschläge, ohne in der Hauptsache eine andere Meinung zu vertreten. Und der Fürst wird immer wärmer; er preßt Thankmars Arm, zieht ihn in dem kleinen, Unkraut wuchernden Garten hin und her. Ihm ist es selbstverständlich, daß der junge Baumeister sich schon in Gedanken als den Unternehmer des Ganzen betrachtet, denn Se. Durchlaucht ist in allem Sinnen und Trachten sehr einfach, gerade und praktisch und hat keine Ahnung, auf was für Stelzen Herr Meschede innerlich herumsteigt.

„Was für ein Segen, daß Sie in unsere Ecke verschlagen worden sind!" sagt Durchlaucht. „Sie wissen gar nicht, wie ich im Augenblick vergnügt bin. Wie einfach das mit der Dampfpumpe ist! Und sollten jene klugen Leute noch nichts von dieser Erfindung gewußt haben?"

„Vielleicht hielten sie den Transport per Achse für eine Unmöglichkeit, jetzt ist die Eisenbahn ja aber viel näher und die Chausseeverbindungen vollendet."

„Können Sie vielleicht eine Zeichnung von der Dampfpumpe entwerfen? Ich habe von jeher für derlei Sachen großes Interesse. Können Sie, wollen Sie morgen kommen?"

„Es wird mir eine große Ehre sein, Durchlaucht!"

„Ich fürchte nur, der Abfluß wird nicht genügen; mein Flüßchen hat ein schmales Bett, und wenn wir nun hier noch auf Quellen stoßen. Ich bin fast überzeugt, daß der Grund hier quellig ist."

„Dann müssen sie gefaßt und nutzbar gemacht werden."

„Hm, hm, aber es kann nur schauderhaftes Wasser sein, das da entquillt, stinkt nach faulen Eiern."

„Faule Eier!" wiederholt Thankmar mit einem aufleuchtenden Gesicht. „So, so, ja, das giebt der Sache ein ganz anderes Ansehen! Mit der Leitung in das Flüßchen wäre es dann nichts. Man müßte da etwas anderes ausfindig machen."

Die jungen Damen und Herren steigen unterdessen noch immer in der Ruine umher; der Forstkandidat ist unermüdlich mit einer eisernen Stange Steine und Balken in die Höhe zu heben, weniger aus Interesse an den Ausgrabungen, als aus Freude, auch einmal etwas zur Unterhaltung beitragen zu können. Und immer noch halten kleine Funde das Interesse wach und erwecken Hoffnungen auf größere. Der Messingbügel eines Geldbeutels, eine Gabel, ein abgebrochenes Knife, ein Pfeifenkopf, ein großer Fischerstiefel, den Graf Arne als aus Wallensteins Lager herrührend erklärt, der Torso einer Porzellanpuppe, den er für einen Götzen der alten Germanen ausgiebt. Der Forstkandidat ahmt beim Aufheben jeder Sache den Ausrufer vom Vogelschießen mit vollendeter Heiserkeit nach und erntet einen reichen Lacherfolg.

Auf einmal wird es still in der Gruppe, die sich über den im Schutt wühlenden Forstkandidaten beugt. Er selbst weicht zurück und sieht erstaunt in das eben freigelegte Loch.

Da blinkt etwas hervor wie ein edles Metall. Es ist das Ende einer Kette in dem massiven Geschmack, der sich zu Armbändern Schiffsketten als Vorbilder genommen.

Alle Hände strecken sich danach aus, und, von einem allgemeinen Ah! begrüßt, wird ein goldenes Armband mit Medaillon zu Tage gefördert, das einen enormen Wert haben muß, denn in großen Brillanten funkelt ein verschlungener Namenszug auf dem Deckel der schweren Kapsel.

An dem Fürsten vorbei, welcher gerade mit Thankmar komplimentiert, da dieser durchaus fortgehen will, stürmt die junge Gesellschaft zu dem Tisch, um welchen die alten Damen und Herren bereits, so gut es geht, Platz genommen haben. Prinzessin Hanna legt das Armband vor ihre Mutter.

Die Fürstin greift danach, sieht es an, als wäre sie von einem bösen Traum befangen, und stammelt:

„Es ist meins!"

„Deins?" ruft der Fürst, der näher getreten. „Ist es dir denn abhanden gekommen? Ich habe ja nie etwas davon gehört."

Die Fürstin schweigt, aber Fräulein von Mirwitsch, ihr Hoffräulein, ruft erstaunt aus: „Ich hätte nie gedacht, daß dieses Armband sich wiederfinden würde! Sein Wert ist so in die Augen fallend, und Durchlaucht waren

so trausam mit ihren Schmucksachen. Ich denke, das Armband ist zugleich mit der Luise Kietz verschwunden; sie hielt es aber für geraten, erst etwas Gras über die Geschichte wachsen zu lassen, ehe sie das auffallende Stück zu veräußern wagte, und betrachtete die verfallene Hütte ihres Großvaters für einen guten Versteck. Wahrlich, die Güte, mit welcher Durchlaucht die ränkesüchtige Person behandelt haben, ist schlecht belohnt!"

Die Geschichte war sehr einleuchtend, und ein Teil der Gesellschaft scheint sie auch zu glauben. Wer aber Fräulein von Mirwitsch kannte, der wußte, daß sie nie einem Menschen etwas Gutes thun konnte, ohne einem anderen damit etwas Böses zuzufügen, daß sie nie mit jemandem gut Freund war, ohne eines anderen Feind zu werden, daß sie niemals einen loben konnte, wenn das Lob nicht den Tadel eines anderen enthielt.

„Lassen Sie die Kietz in Ruhe; ich sehe keinen Beweis ihrer Schuld. Oder sollte sie den Geist ihres Großvaters hier als Wächter ihres Schatzes haben anstellen wollen? Mir ist wahrscheinlicher, daß meine Frau die Kette hier verloren. Denn als ich mich lebhaft mit dem Gedanken trug, das Moor zu entwässern, haben wir zuweilen in dem Häuschen Schutz vor dem Wetter gesucht bei meinen Rekognoszierungen." Die sanften Augen der Fürstin treffen sich in einem Blick mit denen ihres Gemahls. Dann seufzt die hohe Frau erleichtert auf, steckt die verhängnisvolle Kette in die Tasche und schickt sich an, mit Messer und Gabel auf dem Teller herumzufahren. Aber vor verhaltenen Thränen kann sie nichts essen.

Es folgt ein eigentümliches Schweigen auf den Vorfall. Alles, was gesprochen wurde, hatte den Eindruck des Erzwungenen gemacht, und in jedem Geiste stiegen phantastische Spekulationen über die Art und Weise auf, durch welche das kostbare Armband in das kleine verlassene Haus gekommen. Jeder war dankbar, als Thankmar die Unterhaltung übernahm, und als es zum Aufbruch kam, war die rechte Stimmung wiederhergestellt. Der Fürst war wieder ausschließlich bei seinem Entwässerungsprojekt und arrangierte es, mit Thankmar den Bock des Char à bancs einzunehmen, und die hinter ihnen sitzende Gesellschaft wunderte sich zuweilen, was für ein Thema da verhandelt wurde. Die Fahrt durch den Wald mit dem wechselnden Duft der Tannen und der säuerlichen Frische üppigen Laubes, das in seinem dichten Stande nichts durch die Sonnenhitze eingebüßt hatte, das Funkeln der Leuchtkäfer im Grase, die fliegenden Feuerpunkte, ab und zu der Pfiff eines Rehes, ein Eulenschrei, ein schwerfälliges Flügelrauschen, in der Ferne ein heiseres Fuchsgebell, alles dies hätte Thankmars Phantasie zu jeder anderen Zeit gefangen genommen; heute, neben seinem fürstlichen Wagenlenker gleitet die köstlichste Mondscheinlandschaft an ihm vorüber, als wär's die Tucheler Heide im November.

Der Weg deucht ihm sehr kurz, und mit einer physisch und psychisch unangenehmen Empfindung durchfährt es ihn, als die Wagen über das holperige Steinpflaster des Städtchens rasseln und die Unterhaltung abbricht. —

Vor dem Hause des Bürgermeisters anhaltend, sagt der Fürst: „Wenn es nicht so spät wäre, würde ich

Sie auffordern, noch mit uns zu kommen. Aber hoffentlich haben Sie morgen noch neben unserm Geschäfte Zeit, uns mit Ihrer Gegenwart zum Abendbrot zu erfreuen."

Thankmar verabschiedet sich; die Herren winken aus allen Wagen in kordialer Laune mit den Hüten, die Damen grüßen huldvollst, und der Leutnant, der mit seiner Familie von der dunklen Laube aus dem freundlichen Abschied zugesehen, ist nicht wenig stolz auf seinen Bruder und um so erstaunter, als dieser in kaum unterdrückter Verstimmung mit einigen gleichgültigen Worten der Erklärung sein Zimmer aufsucht. Max ist ganz baff und nahe daran zu glauben, daß das, was Thankmar befürchtet, eingetroffen ist und er vom Fürsten tödlich gekränkt ist.

Und was war es, das Thankmars Laune so plötzlich verdorben?

Er sieht in dem kordialen Hüteschwenken der heiteren Gesellschaft einen Mangel an Achtung gegen ihn, den Fremden. Es ist ihm wieder eine freundliche Herablassung, mit der man ihn beglücken will. Fest entschlossen, am folgenden Tage mit dem Fürsten nur über das Entwässerungsprojekt zu sprechen und keiner Einladung Folge zu leisten, giebt er sich zur Ruhe, ohne den Schlaf finden zu können.

* * *

Auch auf dem Schlosse giebt es Seelen, die, durch die Ereignisse des heutigen Tages aus dem Gleichgewicht gebracht, keine Neigung zum Schlafe verspüren. Fräulein von Mirwitsch strömt in der Einsamkeit ihres

Boudoirs in einem ihrer aalglatten Briefe ihre Gefühle aus. Sie erscheint als die Retterin Ihrer Durchlaucht aus einer sehr prekären Situation, und der Leser des Briefes muß einen tiefen Eindruck von der Wichtigkeit der ältlichen Hofdame bekommen. Die Empfängerin des Briefes hat denn auch die Genugthuung, den nächsten Damenkaffee mit hochinteressanten Andeutungen zu unterhalten.

Die Fürstin sitzt in ihrem wunderlieblichen Gemache auf dem Sofa und weint leise in ihr Taschentuch; ihr Gemahl steht am Fenster und blickt in die träumende Sommernacht. „Michael, verzeihe mir!“ klingt es leise vom Sofa.

Der Fürst dreht sich rasch um und ist mit zwei Schritten neben seiner Frau, wo er sich auf einem Sessel niederläßt. „Warum hattest du kein Vertrauen zu mir?“ fragt er, ihre Hand nehmend.

„O Michael, du warst so entsetzt über das heimliche Geldwegsenden, daß ich dir nicht zu gestehen wagte, daß ich bereits meine Schmucksachen angegriffen, und daß . . .“

„Und daß er auch wirklich dein Opfer angenommen. Aber wie kommt das Armband in jene Hütte?“

„Es war im ersten Jahre seiner Verbannung, als du ihm jede weitere Hilfe versagt hattest, da sandte er mir Botschaft, daß er mich auf der Insel erwarte. Was war geschehen, daß er zu solchen Heimlichkeiten griff, mich die Mutter, die Fürstin zu solchem Gange zwang? Konnte ich anders handeln, als seiner Bitte willfahren? Ich machte eine Ausfahrt mit der Mirwitsch, ließ den Wagen halten und ging nach der Insel.

Er flehte mich an, ihm Geld zu verschaffen, oder er müsse sich das Leben nehmen. Ich versprach, ihm Geld zu senden; er erklärte, schon am nächsten Tage einer großen Summe zu bedürfen, da gab ich ihm das Armband, welches ich zufällig anhatte. Später teilte er mir mit, daß es ihm abhanden gekommen sei. Wie hätte ich dir das erzählen sollen? Ich war so zornig auf dich, ich hielt dich für hartherzig, ich glaubte, du liebtest ihn nicht, ich machte mir kein Gewissen daraus, dich zu hintergehen. Wie muß ich meine Kurzsichtigkeit bereuen, mit der ich alles vereitelte, was du in weiser Voraussicht beschlossen!“ Der Fürst liegt im Sessel, die Hände ums Knie gefaltet, blickt er ins Leere.

„Die Väter wissen besser, was ihren Söhnen gut thut!“ murmelte er durch die Zähne.

Die Fürstin weint heftiger.

„Ja,“ fährt der Fürst fort, „es thut nicht gut, wenn die Eltern den Kindern gegenüber uneinig sind. Das war ja aber so von jeher! Was ich verbot, erlaubtest du. Deine Weichlichkeit ließ von Jugend auf meine Gerechtigkeit als Härte erscheinen. Ich wußte, daß man mit Küssen und Tändeln, mit spielrigen Strafen keinen Mann aus Winkelried machen konnte. Es wurde zuviel auf sein Behagen gegeben, er sollte keine unangenehmen Empfindungen kennen lernen; solche Menschen legen sich aber erst recht in die Nesseln. Weiß Gott, wie gerne ich ihm heraushelfen möchte, aber wenn er sich nicht ändert, geht es nicht. Fährt er so fort, so muß ich der erste sein, der ihn der Erbfolge für verlustig erklärt, und alles geht auf Vollrad Arne über.“

Die Fürstin springt auf.

„Nie, nie, das kann, das darf nicht sein! Vollrad, ist Vollrad anders? Sieht er nicht genau so aus wie Winkelried, hat er nicht dieselben Neigungen, Leidenschaften, sind sie nicht wie Zwillingsgeschwister? Bist du sicher, daß er ein würdiger Nachfolger sein wird?"

„Es schien, als wenn Vollrad denselben Weg hat einschlagen wollen, aber der Widerstand, den er schon in der frühesten Jugend bei beiden Eltern fand, hat ihn abgehärtet. Ihm wurde nicht gelehrt, jede Regung seines Wohlbehagens zu belauschen, er konnte deshalb nicht denselben Geschmacksverirrungen verfallen, der Welt nicht dieselben Schwächen zeigen, um sich an ihnen herabziehen zu lassen. Und seitdem er Hanna liebt, fühle ich mich seiner sicher."

„O, nun weiß ich, worauf alles zielt!" ruft die Fürstin, ihr feuchtes Taschentuch wringend. „Nun weiß ich: Deinem Lieblingskind soll alles zufallen, deiner Hanna, deinem Ebenbild, der thatkräftigen, weisen Hanna. Sie soll deshalb den kindischen Vollrad heiraten, der fünf Jahre jünger ist. Deshalb wird mein armer Sohn so schwarz wie möglich angemalt. Er soll enterbt werden, öffentlich der Fürstenkrone unwert erklärt werden, und diese Schande wird ihm zugedacht vom eignen Vater. Das ist der ganze Plan! Und ich ließ mir jahrelang einreden, daß ich an Winkelrieds Unglück schuld sei, daß meine mütterliche Schwäche deine weise Strenge untergraben. O, hätte ich ihm doch alles gegeben, was ich besitze!"

„Es scheint, daß bei manchen Frauen der mütterliche Instinkt nichts neben sich aufkommen läßt. Ge-

rechtigkeit wird zu einem Schemen in den Augen einer Mutter, die ihr Junges verteidigt. Ein Tier verteidigt sein Junges einzig und allein vor Gefahren, die seinem Leben drohen, der Mensch soll sein Kind auch vor andern Gefahren bewahren. Winkelried, so wie er jetzt ist, an eine Stelle setzen, welche ihm eine verhältnismäßig noch recht große Macht giebt, ihm Verantwortlichkeit für große Güter und damit die Lebensschicksale vieler Menschen anvertrauen, das hieße sich an seiner Seele versündigen. Ich bin noch etwas mehr wie ein Privatmann; mein Nachfolger soll nicht einer sein, der dem Volke ein Vorbild im Prassen und Schlemmen und in der Verachtung Gottes und seiner Gebote giebt.

Überdies verbieten unsre Hausgesetze einem so notorischen Verschwender die Erbfolge. Ich habe bezahlt, was an ehrliche Leute zu bezahlen war; aus den Händen der Wucherer kann ich ihn nicht eher retten (wenn ich überhaupt noch die Mittel habe), als bis er Zeichen einer ernsten Umkehr gegeben. Sonst ist alles fortgeworfen. Einmal glaubte ich ihn so weit — jetzt weiß ich, wer das erste Aufflackern der Sehnsucht nach dem alten Leben zur Flamme anblasen half! Du gabst ihm das Geld, das ihm die Reise nach Petersburg ermöglichte, das Geld, das ihn der Halbwelt so anziehend machte, das ihm die Wucherer wieder gefügig machte, die bereits schwierig geworden, als sie gemerkt, daß ich es zum offenen Bruch kommen ließ —."

Die Fürstin preßt die Hände gegen ihre Schläfen.

„Ich weiß," sagt sie, „daß er gern umkehren, wieder alles gut machen möchte."

„Aber wodurch? Daß er an Spielbänken das vergeudete Geld mit einem Wurf wieder einbringen will? Daß ihn ein unangenehmer Geiz überfällt, wo es sich um Dinge handelt, die jeder rechtschaffene Mensch ohne ein Wort bezahlt? Warum geht er nicht auf die Bedingungen ein, die ich ihm stelle? Sie sind nicht schwer."

„Du solltest doch auch seinen Stolz anerkennen, daß er nicht wie der verlorene Sohn hier einziehen will."

„Stolz! Wenn man sich auf der Alpe verklettert hat, darf man nicht erwarten, in einer Kutsche abgeholt zu werden; da heißt's nach der Hand greifen, die sich gerade hilfreich ausstreckt, und dann mühselig hinunterklettern.

Er will nicht bereuen. Mit einem Schlage will er alles ungeschehen machen. Ein Mensch, der vom Erfolg des Spiels seine Umkehr abhängig macht, hat keine ernsten Absichten, das Übel an der Wurzel anzugreifen, er will sich nur die Folgen vom Halse schaffen. Und nur von innen heraus kann die Heilung kommen. Aber mein Gleichnis ist noch zu schroff; der Weg in die Sünde kann wohl ein langer sein, der Weg hinaus ist nur ein Schritt. Auf zwei Wegen kann man nicht zugleich wandeln; das eine Bekenntnis des Verlorenen seinem Vater gegenüber, und er war heraus aus dem jahrelangen Elend."

„Michael, Michael! Was sprichst du, was verlangst du! Er soll sich für einen armen Sünder ansehen, an sich verzweifeln, vor sich erschrecken, sein ganzes bisheriges Leben als ein verlorenes betrachten?"

„Es ist der einzige Weg, ein neues zu beginnen. Je früher man dazu kommt, desto besser. Es ist das

Verjüngungsbad, das wir täglich nehmen sollen; denn nur, wenn wir einsehen, wie krank unser ganzer Organismus ist, greifen wir nach den Heilmitteln, die der Arzt uns giebt. Ohne diese Erkenntnis treibt uns der Hochmut an schauerliche Abgründe, und erst wenn wir unten liegen, fragen wir verwundert: Wie kam es, daß wir hineinstürzten?"

„Er ist 35 Jahre alt, da kann man doch nicht von ihm erwarten, daß er, von seiner Schuld überwältigt, sich in deine Arme stürzt?"

„Er war nicht immer 35 Jahre, und ich bleibe dann doch immer sein Vater. Außerdem glaube ich auch nie ein Vater gewesen zu sein, der sich als unfehlbar vor seinen Kindern aufgespielt. Jetzt thue ich ihm keinen Schritt mehr entgegen; ich kann seiner Umkehr die Bitterkeit einer Demütigung nicht ersparen, und wäre er noch älter. Wenn du noch fortfährst, ihm Geld zu senden, um ihn an den Spielbänken zu fesseln, so wird das zur Folge haben, daß er sicherlich seines Erbes verlustig geht."

„Nein, nein!" schluchzt die Fürstin. „Ich werde mich nie mehr hinreißen lassen, etwas hinter deinem Rücken zu thun. Aber ich darf ihm doch schreiben, was für ihn auf dem Spiele steht?"

„Ich habe ihm unsre Hausgesetze schon in Erinnerung gebracht."

Der Fürst steht wieder am Fenster, und seine Gedanken ziehen in fern zurückliegende Jahre, in denen er um die Liebe des Kindes geworben, in denen er gestrebt, sein Mißtrauen zu überwinden. Vergeblich das Zuckerbrot

aus der mütterlichen Hand, ihre Schmeichelei, ihr leidenschaftliches Dazwischentreten, wenn der Vater eine wohlverdiente Strafe verhängt hatte, ihr sinnloses Trösten und Begütigen, das Flehen um einen Kuß, um die Verzeihung des kleinen Burschen hatte den schon von Haus aus weichlichen Knaben unfähig gemacht, die gerade und in die Zukunft blickende Liebe seines Vaters zu begreifen, dem es unmöglich war, ein Prinzip der augenblicklichen Ruhe zu opfern oder einen ehrlosen Frieden zu schließen. Alle Welt erblickte in dem Fürsten den Schuldigen, der durch übertriebene Strenge dem Knaben und Jüngling die Heimat verleidet. Niemand ahnte, mit welchem Schmerz der Fürst die Liebe und das Vertrauen seines Erstgeborenen vermißt hatte.

* *
*

Auf Thankmars ersten Besuch im Schlosse folgen mehrere. Die Entwässerungspläne werden besprochen und von Thankmar in die Länge gezogen, weil er heimlich eine Probe der aufgefundenen Quelle an einen Chemiker versandt hat und nur mit einem festen Ergebnis vor den Fürsten treten will.

Bei den Herren, die auf dem Schlosse verkehren, ist Thankmar nicht besonders beliebt. Es fehlen ihm die gemeinsamen Interessen. Er spielt weder Skat noch Billard, versteht nichts von Pferden, und nach einem stillschweigenden Übereinkommen fällt zwischen ihnen niemals ein Wort über Politik.

Am wohlsten ist Thankmar, wenn die männliche Jugend irgend einem Sporte in freier Luft nachgeht,

die älteren Herren ein Partiechen machen oder hinter großen Zeitungen verschwinden. Dann auf der Terrasse bei den Damen sitzen, wenn des Fürsten Anwesenheit ihm dazu eine Berechtigung giebt, dessen erklärter Liebling er ist, das ist es, was ihm zusagt. Diese Damen in duftigen Toiletten, die so ganz comme il faut, so ganz nach seinem Geschmack sind, von denen jedes Wort, jede Bewegung, jedes Lächeln so angenehm die Nerven berührt! Ihre zarten Hände mit Arbeiten beschäftigt zu sehen, welche nicht an die gemeine Notdurft des Lebens erinnern. Die lautlose Bedienung, der Blick über samtene Rasenteppiche in die Ideallandschaften des Parkes. Oder der Musiksaal mit den schimmernden Marmorwänden und dem herrlichen Flügel.

Und Thankmar gefällt. Seine bestechende Erscheinung genügt, um, abgesehen von seiner echten Bildung, seinen Talenten und vor allem der Reinheit seines Charakters, die Schwächen zu verdecken, die ihn innerlich so ungleichmäßig und haltlos machen. Er ist vertraut mit der schönen Litteratur, er schwärmt sogar für einzelne Dichter, er spielt Klavier, singt mit wundervoller Stimme, malt reizende kleine Landschaften in Aquarell und Öl. Bei dem Souper auf der Insel hat man sein Skizzenbuch gefunden: Ansichten vom Schlosse. Der alte Teil in seinem eigenen Stil wohnlich verändert. Blicke auf den Weiher im Park mit zwei heraustretenden Rehen. Die Schwanenbrücke im Mondschein. Den alten Posten auf der Hängebrücke. — Flüchtige Skizzen, die mit wenigen Strichen alles sagen. Selbst die Herren konnten nicht umhin, ihre Bewunderung auszudrücken. Die Damen

gerieten in Eifer, ebenfalls kleine Aufnahmen zu machen, und Thankmar mußte ihre charakterlosen kleinen Mischereien begutachten; nur die Prinzessin war weiter vorgeschritten, und so kam es, daß er sich am besten mit ihr verständigte und ihre Unterhaltungen über Kunst sie im Kreise der andern oft isolierten. Sie besaß die Begeisterung derjenigen, welche wenig gesehen haben, aber alles aus Büchern kennen, und wenn es nicht eine Prinzessin gewesen wäre, so hätte ihn ihre echte Begeisterung vielleicht ermüdet. Es war aber, als fiele aus den Augen der Prinzessin ein verjüngender Strahl auf seine aufgespeicherten Reiseerinnerungen.

„Ei, zum Kuckuck!“ sagt der alte Herr von Gernsbach, als die Herren allesamt vom Schloßhof reiten, um den Fürsten nach einem seiner kleinen Güter zu begleiten, wo er ihnen seine jungen Pferde zeigen will, „wie kommt eigentlich dieser Herr mit dem romantischen Namen zu uns? Sitzt da und liest den Damen Dorfgeschichten vor, von deren Madeln und Buas und Diarndeln, Wasteln und Gamseln einem ganz weichlich wird. Spielt Klavier, singt und malt. Ich möchte bloß wissen, was Durchlaucht damit bezweckt, daß er ihn so in unseren intimsten Kreis bringt!“

„Er ist der Bruder des alten Leutnants,“ sagt der junge Graf Arne, dem alten Herrn, dessen nicht für ihn berechnete Worte er aufgefangen, einen unzufriedenen Blick zuwerfend.

„Ach so — um des alten Leutnants willen, aber warum ladet man den selbst nicht ein?“

Der junge Graf giebt seinem Pferde die Sporen. Er ist ja selbst ärgerlich über diesen Bruder des Leutnants. Zwar ist er zu stolz, um eifersüchtig zu sein. Aber wie beleuchtet dieser Herr Meschede gerade alles, was ihm fehlt, um ihn seiner Kousine näher zu bringen! Sie that sich keinen Zwang an, wenn sie auf seine Interessen einging, sie war vielseitig genug, aber ihm ging es so, wenn er auf einen und zwar den größeren Teil der ihren eingehen wollte. Wie ein Heuchler kam er sich dann vor, der sich um eines zu erlangenden Zweckes in etwas hineinschrauben will. Und er liebte sie und wollte sie heiraten, von dem ersten Augenblick, da er, ein fünfjähriger Knabe, an dem Knie des zehnjährigen Mädchens lehnend, Bilder besehen, zu denen sie ihm die Erklärungen gab. Als er ins Leben hinaustrat, begleitete ihn ein Bild — Hanna — vielleicht wie das einer vergötterten Schwester, denn öfter hatte es trotz dieses Bildes in seinem Herzen gebrannt. Aber der Gedanke, mit einer anderen als Hanna vereint durchs Leben zu gehen, schien ihm eine Unmöglichkeit; mit ihr verglichen waren ihm alle nichts, ihnen fehlte immer das Eine, was ihn so an Hanna fesselte: die würdevolle Ruhe, das friedenatmende Gesicht, das die Empfindung weckte: Dieses Menschenkind hat etwas, was du nicht hast, in dieser Seele lebt etwas, das über alles wertvoll ist, an dieser Schulter kannst du dich ausweinen, dieses Herz wird deine Freuden als die seinen, deine Sorgen als die seinen tragen, hier bist du geborgen.

Und Graf Arne war wie sein Vetter ein schwacher Charakter, mit leidenschaftlichen Impulsen, leicht verletzt,

leicht entmutigt, abwechselnd roh und sentimental, unbeständig, ihn verlangte instinktiv nach einem Halt, nach einem klaren, großmütigen Geiste, nach einer Frau, die über ihm stand; er wußte es, daß er eine andere schlecht behandeln würde, daß es jener ganzen Reihe reizender Erscheinungen, die einst sein Auge gefesselt, so ergehen würde, denn das waren in der Wolle gefärbte Weltdamen, und wehe der Frau, die an seiner Seite nach außen hätte leben wollen! Das Leben hat er genugsam kennen gelernt, um es an seiner Frau wünschenswert zu finden; zur Not besorgt er das auch allein. Und er weiß, daß seine fürstliche Kousine nicht von Anregungen lebt, die von außen kommen, wie jene flotte Mädchenschar, daß ihre guten Stimmungen nicht wie Irrlichter aufblitzen und verflackern, daß sie selbst eine Quelle der Anregung und des Lebens, nichts weniger als eine langweilige Tugend ist, aber ein fester Mittelpunkt unter allen Verhältnissen, und wer sich leicht dreht, muß einen festen Stützpunkt haben wie die Wetterfahnen.

An die möglichen Vorteile einer Verbindung mit Hanna denkt der junge Graf nicht. Weder er noch seine Eltern betrachten Winkelried als nahe daran, der Erbfolge unwürdig zu werden. Auch die Prinzessin ahnt nicht, daß eine Heirat mit dem Vetter ihr das fürstliche Erbe zuschieben könne. Sie weiß um Vollrads Liebe, taxiert dieselbe vollkommen richtig. Sie ist ihm sehr zugethan — aber heiraten — diesen munteren, liebenswürdigen Jungen, der an Jahren soviel jünger ist als sie, und dem gegenüber sie sich noch zehnmal

älter vorkommt, weil Kummer und Sorge sie zeitig gereift, das ist doch etwas anderes. Es ist, als müsse sie ihn davor bewahren, als müsse sie ihm die Illusion zerstören; sie zieht sich von der Jugend zurück, sie meidet Spiel und Tanz — aber vergeblich, das ist ihm gerade recht, daß sie nicht tanzt. Wenn er des Vergnügens überdrüssig ist, dann ist es so schön, sich an ihrer Seite auszuruhen, ihrer ruhigen Sprache zu lauschen, in ihre klugen, ehrlichen Augen zu blicken, ihr kunstloses Wesen auf sich wirken zu lassen und mit lustigem Spott der durchschauten Kunststückchen der Löwinnen zu gedenken, die ihm gerade gut genug sind, um ein paar langweilige Stunden zu kürzen.

Die Prinzessin hatte weder im allgemeinen noch im besonderen Lust zum Heiraten gehabt. Ihr ebenbürtige unverheiratete Männer mochten rar sein. Und sie war gewiß nicht diejenige, um einen vorübergehenden Eindruck bis zu einer tiefen Neigung in sich aufzupäppeln. An ihr starkes Herz war von frühester Jugend in der Familie appelliert worden, es hatte genug an Familienliebe — und Kummer. Ihr Verstand umfaßte viele Interessen, und ihr Glaube lehrte sie, daß jedermann eine Aufgabe im Leben zu erfüllen hat, und sie strebte mit allen Kräften, es zu thun. So beschaffen konnte sie in Vollrads Liebe nur eine eigensinnige Selbsttäuschung sehen, ein Verlangen, das nur der Widerstand wach erhielt, das mit dem Augenblick, wo dieser Widerstand aufhört, erlischt, und sie war zu stolz, die Probe zu machen. Sie konnte nicht glauben, daß ein Kenner wie Vollrad sich zeitlebens beglücken ließe von einer

Frau, die eine so große, krumme Nase, so tiefliegende graue Augen und einen so großen Mund hat, wie ihr es täglich der Spiegel zeigt. Aber zuweilen wünscht sie sich schön zu sein um Vollrads willen.

Graf Arne reitet in Gedanken auf dem weichen Waldpfad weiter und wünscht sich, geistreich zu sein, geistreich wie dieser hereingeschneite Baumeister, der mit der Prinzessin spricht, bis ihre Augen glänzen, ihre Nasenflügel beben und sie mit jener unnachahmlichen Hoheit den schön geformten Kopf in den Nacken wirft und ihm widerspricht, bis sie allmählich wieder ruhiger wird und nur ein leises Kopfschütteln andeutet, daß sie bei ihrer Ansicht beharrt. Was sprechen eigentlich die beiden? fragt sich der junge Mann und haut mit der Reitgerte in die Buchenzweige. Metaphysik, Philosophie, Religion, Kunst, zum Kuckuck davon hat er ja auch einmal gelernt, aber er ist ja schon fünf Jahre von der Schule.

Graf Arne kann sehr nette Witze machen, hat auch ein gutes Gedächtnis für gelesene und gehörte; er ist auch nichts weniger als auf den Kopf gefallen, und wenn er spricht, hört sie ihm gerne zu, lacht auch, daß ihre weißen Zähne blitzen, aber so, so hatte er sie sich gegenüber niemals gesehen.

General Hardenberg, ein langer, magerer Herr mit gelbem, verschrumpftem Gesicht und merkwürdig schwarzem Haar, alter Regimentskamerad des Fürsten aus der Jugendzeit, zur Zeit in der nächsten Stadt seine Pension verzehrend, lenkt sein Pferd auf den jungen Grafen zu.

„Hu," sagt er, „was schneiden Sie denn für Gesichter und hauen auf die Buchenzweige, als hätten Sie den schönen Thankmar vor sich."

„Herr von Hardenberg, dieser Herr Meschede ist ein Gast Sr. Durchlaucht; ich begreife nicht, wie man sich erlauben darf, fortwährend auf diesen Herrn zu sticheln."

„Hm, hm," macht der General mit der Zigarre zwischen den Zähnen und bemüht, zwischen den hohlen Händen ein Schwefelholz brennend zu halten, während der Zaum seines Pferdes über dem Sattelknauf hängt, „ich habe nichts gegen ihn einzuwenden. Er ist ein von der Natur seltsam begnadeter Mensch. Aber er ist Demokrat — das erhebt eine Barriere zwischen ihm und uns —"

„Ich habe nichts davon wahrgenommen, und übrigens wenn Durchlaucht —"

„Natürlich zieht man bei Hofe die Krallen ein!"

„Ich halte ihn für keinen Heuchler."

„Ich halte alle Menschen für Heuchler."

„Mit einer Ausnahme!" bemerkt der Graf ironisch.

„Sie meinen mich?" sagt der General, das Schwefelholz wegwerfend. „Durchaus nicht; ich zähle mich auch dazu."

„Das hätte ich kaum erwartet. Exzellenz haben stets etwas so Apartes. Es ist, als erhebe der kritische Verstand Ew. Exzellenz über den armen, blinden Haufen."

„Ich heuchle also das kritische Wesen, die Blasiertheit, nehmen wir an! Herr Meschede heuchelt einerseits konservative Bescheidenheit, andrerseits demokratischen Stolz,

während er vor versetztem Ehrgeiz erstickt. Ihre durchlauchtige Kousine — nein, ich glaube, sie heuchelt nicht — sie zeigt ihr Wohlgefallen für diesen schönen Thankmar ganz öffentlich. Sie heucheln Wohlgefallen für ihn — nun, habe ich recht?"

„Ich habe keineswegs etwas von Wohlgefallen geäußert. Ich glaube nur, dem Hause meines Oheims schuldig zu sein, seinen Gast gegen solche Sticheleien in Schutz zu nehmen."

„Warum? — Doch genug; sehen Sie, da ist ein Fuchs — wahrhaftig das erste Wild, das ich in diesem Wald gesehen."

„Warum beteiligen Sie Sich nicht an den Jagden?"

„Ei, sehen Sie doch, wie frech der Bursche sitzen bleibt — meiner Treu, ich glaube gar, mein erstes Wild ist ein zahmes."

„Leicht möglich, dem jungen Lerchenfeld ist seine ganze Fuchsfamilie ausgerissen. Haben Sie schon beobachtet, was für blaue Augen junge Füchse haben?"

„Blau und frech, ganz wie bei den Menschen!"

„Sie meinen, blauäugige Menschen sind frech?"

„Ich meine, daß freche Menschen meistens blaue Augen haben!„

Dabei wirft der General einen sarkastischen Blick über den jungen Mann, der über den tiefsinnigen Ausspruch in Gedanken versinkt und die verschiedenen blauäugigen Menschen seines Bekanntenkreises vor ein inneres Schiedsgericht citiert. Aber außer Thankmar kann er sich auf keinen blauäugigen Menschen besinnen.

Wie der Alte mit dem Fuchsgesicht ihn durchschaut! Er kennt Vollrads stumme, jahrelange Werbung, und er

sicht auf dem Schlosse eine Katastrophe kommen. Die nach seiner Meinung (in religiöser Beziehung) überspannte, schöngeistige Fürstentochter hält er eines Geniestreiches fähig, wenn die Liebe über ihr Herz kommen sollte. Und wer wäre wohl mehr dazu angethan, eine romantische Neigung zu erwecken, als dieser schöne Baumeister? Der General fühlt sich ehrlich verpflichtet, den Warner abzugeben; dem Fürsten gegenüber getraut er sich nicht, trotz ihrer Duzbrüderschaft, er macht sich an den jungen Arne und beunruhigt ihn, indem er ihm ab und zu eine Dosis von seiner großen Menschenkenntnis eingiebt.

„Hm," macht er mit der Zigarre zwischen den Zähnen, wie es seine Gewohnheit war, „warum ist er eigentlich nicht mit von der Partie?"

„Wer?" fragt der Graf aus seinen Gedanken auffahrend.

„Der Herr Meschede."

„Kann wohl nicht reiten."

„Ich dachte, der könnte alles. Nun jedenfalls werden die Damen nicht böse darüber sein. Sie sind doch nun einmal erst dann befriedigt, wenn sie einen Kourmacher haben — ich meine die Banaths," schaltet er noch schnell ein, als ein Stirnrunzeln seines Gefährten ihm zeigt, daß er zu weit gegangen. „Ich glaube, die würden sich von jedem die Kour machen lassen — rein aus Gewohnheit."

„Sie haben auch noch andere Gewohnheiten; es sind ein paar gescheite Mädchen, mit denen man sich schon unterhalten kann."

„Ta, ta, die einen sprechen über Kunst und die andern über Armenpflege, über Naturphilosophie und

Litteratur, Pferde, Hunde und Krocket — etwa aus Interesse an der Sache selbst? Lehren Sie mich Menschen kennen! Sind alles nur Etappen zum Ziel, man muß doch auf dem langen Weg etwas vornehmen. Und dieser Meschede ist ein Schlauberger; er segelt unter der Flagge von Philosophie und Kunstgeschichte ins Land der Liebe."

„Er wäre auch eine gute Partie für die Banaths."

„Für die Banaths — ja."

Ärgerlich pariert der Graf sein Pferd, um sich mit gekniffenen Augen nach den folgenden Reitern umzusehen. Der General aber reitet dem Fürsten nach mit dem befriedigenden Bewußtsein, eine schwere Pflicht erfüllt zu haben.

Die jungen Pferde sind vorgeführt, die Gesellschaft kehrt heim.

Auf der breiten Terrasse ist die Abendtafel gedeckt. Der Baumeister ist verschwunden. Seine Feinde müssen ihm zugeben, daß er es versteht, seine Ausnahmestellung einzunehmen — halb Vertrauter des Fürsten, halb Hausfreund in der Familie zu sein nach einer Bekanntschaft von ein paar Tagen.

Das Abendessen ist im Gange; da erscheint auf einmal der Baumeister, sehr erhitzt, den Hut in der Hand, fast auf den Hacken des ihn meldenden Dieners. Verwunderte Blicke treffen den Günstling, aber unbeirrt tritt dieser hinter den Stuhl des Fürsten: „Durchlaucht," sagt er, einen offenen Brief vor den Fürsten legend, „ich konnte es keinen Augenblick länger für mich behalten."

Der Fürst überfliegt den Brief, sieht voll Staunen die Unterschrift an, fängt wieder von vorne an, wischt

sich den Mund mit der Serviette, springt auf, nimmt Thankmars Arm, macht mit strahlendem Gesicht der Gesellschaft eine Verbeugung und zieht den Baumeister nach seinem Arbeitszimmer.

„Mensch, wie kamen Sie darauf?"

„Gleich am ersten Tage als Ew. Durchlaucht von dem wunderbaren Geruch des Wassers sprachen."

„Was für eine Überraschung! — Dieses Unglücksmoor! Eine der vorzüglichsten Heilquellen! Ein Aufschwung für mein ganzes Ländchen bedeutet das, nicht allein einen pekuniären Vorteil für mich. Und die Leutchen wollen's mir gleich abkaufen, da muß das Wässerchen ja ganz prächtig sein, und ich werde es fürs erste noch selbst behalten. Es ist doch wahrhaftig wahr, wenn die Gefahr am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Sie wissen nicht, mit was für Sorgen ich mich getragen habe. Ich hatte eine große Schuldenlast mitgeerbt und dann" — der Fürst hält inne und sucht halb verlegen nach dem Wort — „dann traten auf einmal so große Anforderungen, ja treten noch an mich heran, daß es mich wie ein Alp Tag und Nacht verfolgte, und kein Ausweg zeigte sich. Ich muß Ihnen dies erzählen, damit Sie ermessen, wie dankbar ich Ihnen bin. Bei Gott, Meschede, wenn ich Ihnen dies je vergäße und Ihre Entdeckung nicht die Belohnung fände, wie Sie es verdienen, ich wäre ein Undankbarer."

Von jetzt ab ist Thankmar des Fürsten rechte Hand; nur das, dem er beistimmt, wird durchgeführt, und dabei wird er nicht behandelt wie der Fachmann, den man nur um der einen Thätigkeit willen heranzieht, nein, er

ist der ausgesprochene Liebling des Fürsten. Ohne daß der Fürst sich dessen bewußt ist, hat sein Benehmen gegen Thankmar etwas väterlich Zärtliches an sich genommen. Er liebt ihn, ihm ist die schöne, männliche Erscheinung sympathisch, der klare, praktische Geist, der so sehr die Fähigkeit besitzt, auf fremde Intentionen einzugehen, ohne darin unterzugehen, das alles ist etwas, was er an seinem Sohne vermißt hat, und Thankmar fühlt eine wirkliche Neigung zu dem prächtigen Fürsten, es ist nicht mehr allein der Ehrgeiz, der ihn an diesen Mann fesselt. Und dann kommt die Zauberin Phantasie und baut auf diesen Fundamenten wundervolle Gebäude. Sie legt ihm die Freundlichkeit, die Gesprächigkeit, die Blicke der Prinzessin in demselben Sinne aus, wie der General es thut. Ein Traumbild gaukelt ihm den gütigen Fürsten vor, der mit ausgebreiteten Armen dem neuen Sohn entgegengeht, der, wenn er auch nicht einmal die Freiherrnkrone besitzt, doch so reich an Geist und Herz und Talenten wohl im stande ist, die Stelle des Fürstensohnes, der seiner Krone so unwürdig gelebt, einzunehmen. Nein, das doch nicht. Thankmar ist besser als seine Phantasie, er will niemanden verdrängen. Er will nur die Prinzessin, er will nur mit voller Liebe als Sohn aufgenommen werden, ihn lockt nicht der Mammon, ihn lockt nur — ist es etwa die Liebe, oder der Stolz, zu einer fürstlichen Familie gerechnet zu werden? Darüber giebt er sich keine Rechenschaft. Phantasiegebilde hüpfen über alle schwierigen Punkte ja auch leicht hinweg.

Nach jedem solchem Traume fühlt er sich aber doppelt matt, unwürdig und erbärmlich, und ein bitterer Zorn

über seine soziale Stellung überfällt ihn. Jedenfalls giebt es noch genug Männer, bei denen Geist, Herz und fürstliche Würden zusammentreffen, und der Fürst wird es jedenfalls vorziehen, einem solchen seine Tochter zu geben.

Einige Zeit ist vergangen. Alle Vorarbeiten sind so weit vorgerückt, daß schon von dem Bau eines Kurhauses gesprochen wird. Thankmar soll sich entscheiden, ob er den Bau übernimmt. Er ist zu wahrheitsliebend, um Geschäfte vorzuschützen, aber er möchte nicht als simpler Baumeister da in Arbeit gehen, wo ihn so schwindelnd schöne Träume in einer ganz andern Stellung zeigen.

Von übermütigen, strahlenden Zukunftsbildern seiner erhitzten Phantasie aufgeregt — niedergeschlagen durch einzelne Blicke in eine nüchterne Wirklichkeit verbringt er wiederum eine schlaflose Nacht. Ein herrisches Reißen an der Hausglocke macht seinem Kämpfen für den Augenblick ein Ende. Da sich niemand im Hause erwecken läßt, schlüpft er in die lila Soutane und eilt nach unten. Er öffnet die Thür und — „Durchlaucht!“ stößt er erstaunt hervor.

„Still, ich will nicht erkannt werden!“ sagt eine fremde Stimme.

Thankmar führt den nächtlichen Besuch in das Wohnzimmer, und Fräulein Banaths Worte fallen ihm ein: „Wenn Durchlaucht eine Glatze hätte, würde er aussehen wie sein Sohn, d. h. nicht ganz so alt.“

Das ist niemand anders als der junge Fürst, der vielgetadelte Winkelried.

„Ist denn der alte Leutnant nicht mehr da?“ fragt der Fürst.

„Gewiß! Ich bin sein Bruder.“

„So, nun dann können Sie mir wohl ein Zimmer anweisen, ohne das Haus zu alarmieren. Im Lämken ist man so späte Gäste nicht gewohnt; ohne mein Inkognito aufzugeben, hätte ich kein Zimmer bekommen können.“

„Ich trete Durchlaucht mein Zimmer ab.“

„Und wo bleiben Sie?“ Dem Frager hört man es deutlich an, daß ihm das im Grunde recht gleichgültig war.

„O, ich finde Sofas genug.“

Aber auf diesen Sofas fand Thankmar keine Ruhe. Die Frage, was das Erscheinen des Erbprinzen und zwar die Heimlichkeit desselben bedeute, hielt ihn munter.

Gleich nach dem Morgenfrühstück, für welches Thankmar zur verabredeten Zeit pünktlich gesorgt hatte, verließ der Prinz das Haus.

Gedankenvoll macht Thankmar Toilette in dem eben vom Prinzen verlassenen Zimmer. Ein Papier liegt auf dem Tische, und da er sehr ordentlich ist und er in der Meinung ist, es gehöre ihm, steckt er es in seine Mappe.

Unten ist die Familie ganz außer sich. Der Leutnant hat den Prinzen zu seinem großen Erstaunen sein Haus verlassen sehen.

„Aber Schwager, der Erbprinz war hier, und Sie wecken uns nicht?“ ruft Frau Meschede.

„Er wollte es doch nicht!“

„Aber Mann, weshalb kommt er denn nun so plötzlich, nachdem er jahrelang mit den Eltern getrotzt?“

Der Leutnant zuckt die Schultern.

„Er muß sich anders besonnen haben, jedenfalls geht uns das nichts an. Je weniger wir über diesen Besuch reden, desto lieber wird das dem Fürsten sein. Hörst du, Max?“

„Ich meine,“ nimmt Frau Meschede das Wort, „er will eine Aussöhnung versuchen und möchte, wenn ihm das nicht gelingt, ungesehen verschwinden. Wenn Sie mich doch geweckt hätten, Schwager, ich hätte ihm doch ein frisches Bett aufgemacht.“

„Er warf mir und dem Bett einen kritischen Blick zu und schien vollständig befriedigt.“

„Gehst du denn heute wieder aufs Schloß?“ fragt Max.

„Ja, Liebster, es sind ein paar Herren aus Wolldorf da, mit denen wollte Durchlaucht nach dem Moor fahren.“

„Ich wünschte, es wäre erst alles entschieden, und du brauchtest nicht mehr soviel auf das Schloß!“ sagt Max mürrisch.

„Warum denn?“

„O,“ und Max senkt den Kopf, um zwei Thränen zu verbergen, die langsam über seine Wangen rollen, „du hast seitdem gar keine Gedanken mehr für uns!“

„Ich wünschte auch, man erführe endlich etwas Positives,“ sagt der Leutnant. „Ich rate dir, halte dich danach, daß du die Bauerei bekommst, denn gebaut wird doch irgend etwas. Dann behalten wir dich noch eine Weile hier, und“ — der Leutnant machte die Bewegung

des Geldzählens. „Ich fürchte nur, man hält dich auf dem Schlosse für einen, der das gar nicht nötig hat; Meisenheim äußerte so etwas neulich.“

Thankmar wird dunkelrot. Wie fatal ist ihm doch dieser Meisenheimische Umgang!

„Es wird sich heut entscheiden, ob ich den Bau des Kurhauses annehme!“

„Also ein ganzes Kurhaus wird gebaut. Ich dachte nur ein Quellentempelchen!“ ruft Frau Meschede. „Und du sprichst so herablassend von Annehmen! Thankmar, Thankmar! Du bist sehr stolz. Was bildest du dir eigentlich ein? Ein Geschäftsmann darf nicht so auftreten wie ein Junker; wenn der über seine Verhältnisse lebt, nennt's die Welt Übermut, beim Geschäftsmann Unreellität.“

„Unreellität!“ Als wenn er sich den Ellenbogen gestoßen, zuckt er über das häßliche Wort zusammen, und eine feindselige Empfindung steigt erkältend in seinem Herzen auf. Da steht er, der Biedermann von Bruder, mit dem Schlafrock und den ausgetretenen Pantoffeln; das gute, rote Gesicht sieht beinahe dumm aus in seiner Verblüffung.

Weisheitstriefender Kleinstädter, was weißt du von den Ansprüchen eines Mannes wie Thankmar? Was sind diesem schöne Kleider und schöne Geräte und eine gewählte Gesellschaft? Existenzbedingung! Er stellt nichts vor, er ist so, wie er sich giebt. Anders leben zu wollen, das hieße etwas vorstellen, was man nicht ist. Und beinahe muß er lachen bei den Ideen, die sich gerade in seinem Kopf kreuzen! — Er mit der Prin-

zessin verheiratet — oder ist das vielleicht etwas noch nie Dagewesenes — sein Bruder der Freund des Kammerdieners. Er vom Schlosse aus seine Verwandten besuchend? Nein, so geht das nicht! Er muß sein Glück fern von diesen engen, leidigen Verhältnissen genießen. Eine weißschimmernde Villa am Lago maggiore oder ein Steinpalast in Florenz fern von allen beengenden Verbindungen soll sein Glück umfangen. Ohne den geeigneten Hintergrund ist hier kein Glück zu erwarten. Dies ist keine Liebe, welche die bestehenden Beziehungen anerkennen, sie vergolden und vertiefen kann. Diese Heirat kann nur dann stattfinden, wenn ihn ein rascher Schritt von allem andern löst, was seinem Herzen sonst noch teuer ist. Und ist die Prinzessin ihm so teuer, wird sie die leergewordenen Plätze ausfüllen? Liebt er das große Mädchen mit den scharfen Zügen? Sein Ideal waren imposante Frauen gerade nicht. Wird diese Liebe ihn aussöhnen mit der Ausnahmestellung, die er zeitlebens wird einnehmen müssen? Darüber täuscht er sich nicht, daß, wenn selbst der Fürst und die Fürstin ihn anerkennen, ihre Welt es nicht thun wird. Und seine Welt? Er fühlt, daß er die Prinzessin da nicht hineinführen kann.

Aber diese Gedanken verscheucht er schnell; es liegt ja wie ein Zauberbann auf den fürstlichen Verhältnissen, es lockt ihn wie der Magnet das Eisen. Wenn es möglich wäre, da hineinzukommen, sollte er es nicht versuchen?

„Liebte sie ihn?“ Wenn er darüber nur Gewißheit gehabt, noch heute wollte er es wagen, das Wort zu

sprechen: „Willst du aus Liebe zu mir deine Krone ablegen und mir folgen, wohin es auch sei? Sieh', ich bin bereit, mein Herzblut für dich zu vergießen. Und was ist aller Tand der Erde gegen die Liebe!"

Und er selbst hatte den Tand so gern!

Als er nach einigen Stunden unter seinen Papieren kramte, fiel ihm das Blatt in die Hand, das er am Morgen aufgehoben. Er faltete es auseinander und fand, daß es die Hälfte eines Briefes war, welcher, wie folgt, lautete: „. . . . . Weizen blüht. Halte den Kopf hoch, mein Junge, noch ist nicht alles verloren! Die Arnes denken nicht an eure Hausgesetze. Alle stimmen überein, daß dein Vater ein Tyrann ist. Die Mirwitsch hat mir mitgeteilt, daß er zur Fürstin gesprochen, daß du nach den Hausgesetzen des Erbes verlustig gehen würdest. Aber Se. Durchlaucht wird kein . . . . sein, wenn der junge Arne nicht seine Tochter heiratet und also alles bloß an die Arnes fällt. Damit sieht es aber traurig aus, und Graf Vollrad ist sehr niedergeschlagen. Es ist hier ein Baumeister aufgetaucht — schön wie ein junger Gott — und die Prinzessin — nun man flüstert. Der kluge General beschleicht Arne wie ein Fuchs, warnt, und er ist wohl der Urheber aller Gerüchte, muß es ja auch wissen. Die Prinzessin hat endlose Gespräche mit dem Baumeister, sie ist wie ausgewechselt. Von so stillen Naturen kann man Überraschungen besorgen. Das wäre ein Späßchen — die Prinzessin als Frau so und so. Ich für mein Teil glaube auch, daß sie ihn liebt — und dann ist es mit Arne auf jeden Fall nichts, ob sie die

Mesalliance eingeht oder nicht. Beim Fürsten hat er mehr als einen Stein im Brett. Nun gehab dich wohl, alter Freund, dein Krönchen soll dir nicht verloren gehen, und einst wird das alte Schloß noch ein lustiges Leben mit seinen frommen Mauern umschließen. Dein Alter wird sich hüten, alles den Arnes in den Schoß zu werfen.

Auf Wiedersehen! Dein alter Thunichtgut."

Thankmar riet als Briefsteller auf einen alten, etwas verrufenen Kavalier, der zuweilen von seinem verschuldeten Gütchen nach Lichtenberge kam, um im Lämken über den Hof zu klatschen, zu dem ihm der Zutritt seit Jahren genommen.

Immer wieder liest Thankmar den Brief. Feuer rinnt in seinen Adern, ihm ist es gewiß, daß sie ihn liebt, und soll die Liebe einer Prinzessin nicht Liebe entzünden? Thankmar ist sich im Augenblick einer leidenschaftlichen Liebe bewußt, und keinen Tag länger will er die Entscheidung hinausschieben. Er sieht in eine Zukunft, reich an Ehren, vom Glanze eines Fürstenhauses bestrahlt.

Ehe er aufs Schloß geht, wirft er verschiedene Male prüfende Blicke auf sein Spiegelbild.

Welche Wonne ist es doch, schön zu sein, wenn man ein so empfindsames Schönheitsgefühl hat!

„Du siehst aus wie ein polnischer Edelmann," hatte ihm einst ein Schulkamerad gesagt. „Nein, wie ein russischer Aristokrat, der über tausend Seelen zu verfügen hat," rief ein andrer, „und der hochmütige Zug, der die meisten Menschen so schlecht kleidet, weil man ihn für beleidigten Stolz hält, der gehört zu dir."

Das fällt ihm ein, als er in einer Art Siegesstimmung nach dem Schlosse geht, und es trägt nicht wenig dazu bei, ihm ein Gefühl der Sicherheit zu geben.

*　*
*

Salon der Fürstin. In einem Sessel liegt Prinz Winkelried. Die Fürstin dreht eine Arbeit in zitternden Händen. Prinzessin Hanna giebt vor, eine Sammlung Kunstblätter zu betrachten.

„Ja, Mama, so ist es, ich bin einzig und allein um Hannas willen hergekommen.“

Die Prinzessin wirft ihr Blatt hin: „Da bin ich neugierig.“

„Wer ist dieser Baumeister, schön wie ein junger Gott?“

„Wahrscheinlich derselbe, in dessen Zimmer du heut Nacht geschlafen hast.“

„Des Leutnants Bruder? Und was macht er hier?“

„Papa verdankt ihm die Entdeckung im Unkenheimer Moor.“

„Soll er die Bauten übernehmen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Er soll auch nach Höherem trachten, wie ich gehört.“

„Und wonach denn?“

Aus den blassen Augen fliegt ein prüfender Blick über das Gesicht der Schwester, das ihm so arglos neugierig zugewandt ist.

„Wenn er sich nun deine liebenswürdige Herablassung in rein menschlicher Weise ausgelegt hat, wie denn?“

Ein dunkles Rot der Entrüstung überfliegt das Gesicht der Prinzessin.

„Ich möchte bloß wissen, wer dir solche Albernheiten zugetragen hat. Ich weiß sehr wohl, daß man ihm die Stellung nicht gönnt, welche ihm Papa eingeräumt. Was für gemeine Unterstellungen! Es kann keinen bescheideneren Menschen geben. Wer hat dir das bloß erzählt?“

„Der alte Lützow.“

„Was für eine lautere Quelle!“

„Das ist egal oder besser, eben deshalb hielt ich es für geboten, hier mit meinem wohlgemeinten Rat einzufallen. Mache diesen theologischen, philosophischen, geologischen, philologischen und sonstigen ogischen Gesprächen ein Ende! Wir armen Erdenkinder begreifen dein Interesse daran nicht und legen deinen geröteten Wangen und blitzenden Augen andre Motive unter.“

Mit einer zornigen Bewegung wirft die Prinzessin ihr Haupt in den Nacken: „Ich werde thun, was mir gefällt, und was mir mein gutes Gewissen erlaubt. Ich freue mich ebenso wie Papa, mit einem Mann sprechen zu können, dessen Horizont etwas weiter gesteckt ist als landesüblich. Und so froh ich bin, daß du endlich gekommen bist und alles wieder gut ist: das Recht des weisen Mentors räume ich dir noch nicht ein.“

Aber die Worte haben unangenehme Gedanken in ihr erweckt; nervös stößt sie ihren Stuhl zurück und tritt ans Fenster.

Der Prinz winkt müde mit der Hand: „Laß gut sein, ich habe gesprochen. Ich kam, weil Lützow mich einer Infamie fähig hält. Du kannst seinen Brief lesen,

ich habe ihn bei mir. Aber ich wünsche gerade, du heiratest Vollrad, und er nimmt einst meinen Platz ein."

„Winkelried!" ruft die Fürstin.

„Laß, laß, Mama, du erregst dich unnötig! Sieh Papa an — Vollrad kann noch lange warten, und ich — ich bin kaput."

Wie ein Dolchstoß fährt es durch die Herzen von Mutter und Schwester. Vergessen ist, was er über den Baumeister, was er über Vollrad Arne gesagt, die Schwester fühlt nur ein tiefes Weh um diesen müden, gebrochnen Mann, der nach Hause gekommen ist, nicht weil er endlich den Mut dazu gefunden, sondern weil ihm der Mut zu allen andern Dingen ausgegangen ist und ihn das Weh als starke Kette dahin zurückzieht, wo er die glücklichste, weil schuldloseste Zeit seines Lebens verbracht hat.

„Ich hoffe, es kommt dazu, daß du Vollrads treue Werbung endlich erhörst — wenn ich etwas auf dich einwirken könnte! Ich schämte mich in Grund und Boden, als ich Lützows Brief las; also das traute man mir bereits zu, meine Schwester an Hinz und Kunz verheiraten zu lassen. Der Alte hielt mich schon ganz für seinesgleichen. Es gab eine Zeit, da glaubte ich ihn, diesen Typus eines sogenannten guten Kerls, zu lieben. Aber man liebt nur mit der bessern Hälfte des Herzens, und wenn man erst so weit ist, um kalt und prüfend in das vergangene Leben zurückzuschauen, so wird einem das Herz warm beim Andenken an manche Seele, die einem seiner Zeit sehr unbequem war; da ist eine ganze

Reihe meiner Lehrer und dann mein Vater — wie habe ich ihn verkannt!"

„Und deine Mutter?" fragt die Fürstin ängstlich, halb vorwurfsvoll.

„Sie hatte einen Fehler, sie konnte nicht „nein" sagen, sie machte es ihrem Jungen zu bequem, sie war zu gut für ihn, sie hätte einen bessern Sohn haben sollen."

Die Fürstin weint an seinem Halse: „Nein, nein, dein Vater hat dich viel selbstloser geliebt als ich, er wollte dein Bestes, ich wollte das dir und mir Angenehme."

Den Herren, die aus Wolldorf kommen sollten, um wegen des Bades zu sprechen, ist abgeschrieben; der Fürst ist bis ins innerste Herz erschüttert durch die Heimkehr seines Sohnes. Wie er es vom Himmel erfleht, ist der Sohn um Vergebung bittend zu ihm gekommen, aber die Timidität ist vielmehr die Folge eines aufreibenden Genußlebens als die Folge einer hoffnungsvollen Reue. Hier ist dic Unfähigkeit, das alte Leben fortzusetzen, ebenso wie die Unfähigkeit, ein neues zu beginnen. „Frieden!" möchte der Vater jubeln, aber wie ein Alpdruck überkommt es ihn, daß das nur Kirchhofsfrieden ist.

In dieser Seele ist kein Kampf mehr, sie hat alles durchkostet und alles eitel gefunden, sie wird weiter leben in ihrem Frieden, so lange als sie mit dem gebrechlichen Körper zusammenhält. Nur die Liebe zu den Seinen, ein Teil seines besseren Selbst, ein Teil seiner unsterblichen Seele, war wieder aufgetaucht, als die Schaumblasen weltlicher Freude vor ihm zerplatzten.

Wie müde er ist, wie es ihn quält, mit der Gesellschaft auf dem Schlosse die Bekanntschaft zu erneuern

oder anzuknüpfen! Wie karg die Worte von seinen Lippen fallen, wie matt der Blick zwischen den gekniffenen Lidern!

Aber der blasierte Mann mit der hohen Stirn, der gelangweilten Haltung wird sehr interessant gefunden. Warum so melancholisch? Sollte er nicht zu trösten sein? Fräulein Paula Banath erkennt sich als dazu ausersehen. Wie ein Schnellfeuer fliegen ihre witzigen Bemerkungen zu dem fühllosen Geschöpf, das da so elegant in hechtgrauem Tuch im Sessel liegt, Andeutungen an Vorfälle ihrer gemeinsamen Spielstunden, die ihr eine kostbare Erinnerung, ihm längst entschwunden waren, und ein Blinzeln seiner Augen, eine Handbewegung, ein kurzes „hm" genügen, sie zu belohnen. Wie ein Schirm breitet sich ihre Lebhaftigkeit vor ihm aus, ihn von der Gesellschaft isolierend, er läßt sie gewähren, und Fräulein Paula Banath weiß nachher nicht genug zu erzählen von der reizenden Unterhaltung, die sie über ihre gemeinsam verlebte Kindheit mit dem Prinzen gehabt.

Als Thankmar zur festgesetzten Stunde mit seinen Papieren erschien, wurde er statt in das Arbeitszimmer des Fürsten auf die Terrasse geführt, wo die fürstliche Familie mit einigen Gästen versammelt war. Der Erbprinz schüttelt ihm die Hand und wiederholt ihm seinen Dank, daß er ihm behilflich gewesen, seine Überraschung zu einer so vollendeten zu machen.

Da es ihm nach den Gesprächen mit seiner Schwester zu Mute ist, als hätte er dem Geschreibsel des alten Lützow zuviel Wert beigelegt, will er durch doppelt

freundliches Wesen dem Baumeister gegenüber der Schwester beweisen, daß sie ihn überzeugt hat. Thankmar, der in dem Taumel, in welchen ihn der Lützowsche Brief versetzt, den festen Händedruck des Erbprinzen fast als ein Angeld auf die neue Verwandtschaft betrachtet, da er den Prinzen und den alten Lützow im Einvernehmen glaubt, ist kaum im stande, seine Selbstbeherrschung zu behaupten. Es steht fest bei ihm, daß nur alle auf ein Wort von ihm harren, um mit Jubel seine Verlobung mit der Prinzessin zu feiern, zugleich als eine Manifestation der Aufklärung, einen Triumph der alle Schranken niederreißenden Liebesmacht.

In allen Augen liest er die Bestätigung seiner durcheinander taumelnden Gedanken. Steht nicht sein Glück in den strahlenden Gesichtern der Banaths geschrieben? Will ihr verheißungsvolles Lächeln ihm nicht Mut machen?

Nickt ihm der Fürst nicht so besonders zu? Und die Prinzessin! — fort ist ihre imponierende Würde, sie ist ganz liebendes Mädchen, wie sie ihm gegenüber zum erstenmal hoch errötet vor ihm steht.

Und er sieht so schön aus in seinem Glücks- oder vielmehr Eitelkeitsrausch, so herausfordernd stolz, so siegesgewiß, und doch liegt ein weicher Glanz in seinen blauen Augen, als bäte er alle um Verzeihung, daß er es wage, so ausnehmend glücklich zu sein.

Und endlich kommt der Moment, wo ein Zufall ihn ihr allein gegenüberstellt. Er weiß, es ist nur ein gemessener Moment, er muß ihn benutzen. Die Prinzessin hat sich vorgenommen, ihm genau mit derselben Freund-

lichkeit und Unbefangenheit zu begegnen wie bisher, aber um eine im voraus überlegte Unbefangenheit ist es eine eigne Sache. Sie sieht ihn mit ganz andern Augen an, und was sie liest in den jetzt vor Leidenschaft (wenn auch nur einer eingebildeten) flackernden Augen, es muß doch sehr mit den Worten ihres Bruders übereinstimmen, denn ein zorniges Rot überfliegt Wangen und Nacken, und noch hat Thankmar mit der Hand auf dem Herzen sein gepreßtes „Hanna" kaum hingehaucht, da hat sie den Kopf mit der unnachahmlichen königlichen Bewegung in den Nacken geworfen, und mit der Hand nach der Schleppe greifend steigt sie majestätisch die Treppe der Terrasse hinab. Thankmar sieht ihr eine Sekunde entgeistert nach. Die Balustrade, nach der er instinktiv gegriffen, dreht sich vor seinen Augen. Ihm ist zu Mute, als wäre er aus einem Glühofen in Eiswasser gesprungen.

Niemand hat etwas von dem bedeutungsvollen Augenblick wahrgenommen, eine Blumengruppe hatte sie vor den Augen der Gesellschaft verborgen, und jetzt folgen sie dem Beispiel der Prinzessin und steigen die Treppe hinab. Es ist eine Gelegenheit zur Flucht. Durch eine der vielen Fensterthüren verschwindet er in den leeren Zimmern; mit bebenden Knieen eilt er nach der Garderobe, seinen Hut zu holen. Die Aufregung zwingt ihn, sich einen Augenblick in dem kühlen, leeren Raum aufzuhalten, da schlägt eine Stimme aus dem Nebenzimmer an sein Ohr: „Der Bruder des Leutnants . . . . ich habe es immer gesagt, das ist ein Pfiffikus. Hält's mit den Frauen, da läßt sich's so

schön schwatzen, und das ist die Hauptsache. Wie soll er's auch mit Männern halten, wenn er und sie sich für Politik interessieren, aber von so verschiedenen Standpunkten, daß sie sich am liebsten mit Reitpeitschen um die Ohren schlügen, wenn sie sich ausgesprochen haben!" sagt die Stimme des Generals, eine Zigarre zwischen den Zähnen.

Der General war der einzige, mit dem Thankmar einmal offenherzig über seine politischen Meinungen gesprochen hatte, da dieser zuweilen, unbeschadet seiner Loyalität oder weil diese über jeden Zweifel erhaben war, freisinnigen Anwandlungen den Lauf ließ, und sein überkluges, cynisches und ungläubiges Wesen hatte Thankmar, der ein großer Schwärmer und Idealist war, imponiert.

„Ich habe mich übrigens nach ihm erkundigt. In Berlin soll er in der haute finance eine Rolle gespielt haben, bis er auf einmal mit Hinterlassung einer Portion Schulden verduftete. Er lebt hier jetzt wie der Vogel auf dem Ast."

„Nun, wenn er die Unternehmungen des Fürsten ausführt, wird er sich schon ein Nestchen ausfüttern können," knurrt der General zwischen Zähnen und Zigarre.

„Ach was, das ist ja alles Schwindel."

Thankmar ballt in ohnmächtiger Wut seine Hände.

„Schwindel?" knurrt der General.

„Er hat dem Fürsten das alles eingeredet, um sich mausig zu machen . . . ."

„O, bitte sehr“ — und nun merkt man, daß der General die Zigarre aus dem Munde genommen hat — „Herr Meschede ist kein Schwindler.“

„Aber ein Abenteurer,“ ruft eine dritte Stimme. „Ja, oder wie nennen Sie es, wenn jemand in einer Weise auftritt, zu der er ganz und gar nicht berechtigt ist? Wenn ein simpler Baumeister, der noch von der Hand in den Mund lebt, einen Haushalt führt wie ein Fürst und dann, nachdem er bankrott gemacht hat, mit demselben Aplomb in einem fremden Orte auftritt und mit einer Unverfrorenheit herumbummelt, als stünden ihm unerschöpfliche Geldquellen zu Gebote. In meinen Augen ist ein fechtender Maurergeselle mehr als dieser Herr Baumeister, der auf sein aristokratisches Exterieur reist und sich in Fürstenschlösser mit wer weiß was für abenteuerlichen Gedanken eindrängt.“

„He, he!“ lacht der General, „wenn alle die, welche durch forsches Auftreten die Leerheit ihres Geldbeutels maskieren, als Schwindler und Abenteurer betrachtet werden sollen, da könnte es in unsrer Gesellschaft leer werden. Beruhigen Sie Sich über diesen Herrn Meschede, er ist ein Ehrenmann durch und durch, und seine Ansicht über die Quelle ist durch Professor Sartorius vollkommen bestätigt. Nur etwas eitel ist er, etwas Geck, aber . . . . . .“

Thankmar hört nichts mehr. Zwei Worte jagen ihn wie mit Peitschenhieben davon — „Abenteurer, Schwindler.“ Und dann sieht er die Prinzessin, wie sie nach der Schleppe greift und sich von ihm wendet. Er richtet sich auf, sein Gesicht ist wie Stein, und der

Diener, dem er etwas von plötzlichem Unwohlsein zuraunt, zweifelt sicherlich nicht daran.

Auf der Hängebrücke trifft Thankmar den alten Posten mit den Stachelbeeraugen —

Ist der Mensch nicht an dem ganzen Elend, der Demütigung, der gräßlichen Blamage schuld?

Er muß jemand haben, dem er die ganze Schuld aufbürden kann, um sich vor sich selbst zu reinigen.

O, über diese hirnverbrannten Verhältnisse, diese Standesunterschiede, diese ganze verpfuschte Welt!

Wie er sie auf einmal haßt, die große, häßliche Prinzessin mit dem stolzen Standesbewußtsein unter dem Mantel von Leutseligkeit und christlicher Demut! Dieser wirtschaftliche Fürst mit dem einfachen Menschenverstand, der verlebte Erbprinz, die beschränkte, alte Fürstin mit ihrer weinerlichen Miene, sie wollen sich mehr dünken als er! Wie gehen ihm auf einmal die Augen auf über die Flecken an diesem Fürstenhof, an dem es ihm so wohl geworden, der ihn bezaubert!

Stehen ihm nicht Kreise offen, in denen ein normales Leben pulsiert, in denen bürgerliche Tugenden mehr gelten als klingende Titel? Einfach lächerlich, sich über diese Abweisung noch zu ärgern.

Er stürmt weiter durch den einsamsten Teil des Parkes. Die Zweige lassen ihn kaum durch, ohne ihn zu verletzen. Mit dem Hut in der Hand läuft er rechts und links gerade da hinein, wo sich ein neuer Weg aufthut. Er möchte sich entlaufen, los werden von seinem eigenen Selbst.

Wie schmerzhaft empfindet er den Kampf zwischen den beiden Stimmen in seiner Brust, die eine, die anklagt, und die andre, die entschuldigt.

Der Pfad, den er schon eine Stunde durch den Wald verfolgt, hat ihn schließlich gegen seinen Willen in den wilden Teil des Parkes zurückgebracht; eine scharfe Biegung brinbt ihm etwas vor Augen, was seinen nach innen gerichteten Geist in die Wirklichkeit versetzt.

Auf den bemoosten Wurzeln einer Eiche, ein Buch in der herabgesunkenen Hand, sitzt da, in Gedanken verloren, Trudchen Meisenheim, die Tochter des Kammerdieners.

Er hat sie seit dem ersten Mal nur hin und wieder von ferne gesehen, zuweilen in den Morgenstunden auf der Terrasse, der Prinzessin englische oder französische Bücher vorlesend.

Ihre Erscheinung frappiert ihn. Die puritanische Anstaltskleidung ist ganz nach dem radikalen Geschmack der Männer, denen die Künstelei der weiblichen Toilette meistens zuwider ist. Sie erscheint ihm wie ein Bild aus einer reineren Sphäre in ihrem weichen, faltigen, nonnenhaften Gewande, dem lieblich schönen Gesicht in dem Rahmen glänzender, schwarzer Scheitel, welche die selten vollendete Form ihres Kopfes offenbaren, denn die zwecklose Mütze hat sie abgelegt.

Verfolgt ihn das glänzende Bild der Hofgesellschaft, der rauschenden Krinolinen, die turmartigen Frisuren, das gelangweilte Lächeln, das aus der Langeweile geborene Durch-die-Zähne-ziehen kleiner, unbedeutender

Vorfälle und Verstöße, wie das Femgericht, vor dem er nächstens seinen Spruch zu empfangen hat, so erscheint ihm das Wesen da vor ihm auf einmal als sein Trost. Er bleibt stehen und läßt sein Auge auf ihr ruhen, sich erquicken an dem stillen, gütigen Gesicht, dem seelenvollen Ausdruck der großen, denkenden Augen. Sitzt sie nicht da wie auf der Insel der Glückseligkeit, abgeschlossen von der bösen, unruhigen Welt? Was für Gedanken kreisen hinter dieser edlen Stirn, was für Gefühle geben den schönen Formen des Gesichts den aus dem Innern dringenden Schein?

Es zieht ihn hin zu ihr, er möchte sich einschließen lassen in den Zauberkreis, in dem sie, von der übrigen Welt getrennt, zu leben scheint; er möchte ihr sein Herz ausschütten mit den sich bekämpfenden Gedanken des Ehrgeizes, den Gefühlen, die der gedemütigte Stolz erregt.

Vielleicht auch, daß er in seiner Stimmung jeden andern ihm Begegnenden zum Vertrauten gemacht hätte, um es am andern Tage bitter zu bereuen.

Wie mit einem Schlage ist die in ihrer Ruhe so anmutige Gestalt ihrer unbefangenen Grazie beraubt, als Thankmar grüßend auf sie zuschreitet. Sie fährt auf und knixt wie ein aufgerufenes Schulmädchen und übersieht in ihrer Verlegenheit die dargebotene Hand.

„Sie haben die Einsamkeit gewählt, Fräulein Gertrud, und thun recht daran. Erlauben Sie mir, daß ich mich hier ein wenig ausruhen darf von den Püffen und Stößen, welche die Welt nur allzureichlich austeilt. Ich habe bislang die weltflüchtigen Herrnhuter nicht begriffen,

aber nun will es mir scheinen, daß sie doch die Klügeren sind."

Er sieht nicht, wie ein Schelmlächeln über die glänzenden Augen huscht, als sie einen Seitenblick über sein Gesicht gleiten läßt.

„Das Weltfliehen ist eine eigene Sache, pflegte unsre Chorälteste zu sagen, man kann in der Einsamkeit sitzen und sich die Welt schön ausmalen und darin schwelgen, und dann hilft die Weltflucht nichts, und man kann in der Welt den Ekel an ihr bekommen und sich die Weltflucht schön ausmalen. Das sind so Träumereien, die einen überfallen, wenn man von einem oder dem andern zuviel bekommen hat."

„Also auch Sie lieben die Gesellschaft?" fragt Thankmar, in seiner gegenwärtigen Stimmung sehr enttäuscht.

„Ja!" Was für ein freimütiges, heiteres Bekenntnis bei einer weltflüchtigen Herrnhuterin! Thankmar schüttelt mißbilligend den Kopf. Das paßte ihm heute nicht.

„Ja," fährt sie munter fort, „ich liebe die Gesellschaft, die Unterhaltung, das Kennenlernen neuer Menschen, natürlich unter gewissen Bedingungen . . . ."

„Unter der Bedingung, daß es keine Hofgesellschaft ist . . . ."

„Die Trauben sind ein für allemal sauer für mich; bin ich doch nicht hoffähig. . . . . Zwar es würde mir gestattet sein, bei einzelnen Gelegenheiten in Gegenwart andrer Herrschaften in der Gesellschaft der Prinzessin zu bleiben, darf ich ihr ja oft vorlesen, aber ich fliehe diese Gelegenheiten, weil meine Unsicherheit im Auftreten mir

das zur Qual macht, was mir eine Quelle des Interesses sein sollte."

„Das ist ja sehr natürlich, wenn man nur bei einzelnen Gelegenheiten mit dieser blendenden Welt in Berührung kommt. Versuchen Sie es öfter, und der über das Maß hinausgehende Respekt wird sich in das sichere Gefühl der Gleichberechtigung wandeln."

„Ich hoffe, daß ich außer stande bin, die Güte des fürstlichen Hauses so falsch aufzufassen. Ich bin die Tochter des Kammerdieners, wenn Ihre Durchlaucht, meine Pate, mir auch eine über meinen Stand hinausgehende Erziehung hat angedeihen lassen."

„Aber ist das nicht ein Unding — eine Dame, deren Geistes- und Herzenseigenschaften man fortwährend lobt, deren Umgang man sucht, sobald man allein ist, vor der Welt gleichsam zu verleugnen?" (Wie kurz Thankmars Gedächtnis ist!)

„Das geht gar nicht anders. Das wäre ein ganz ungesundes Verhältnis, das ich mir schon um meines lieben Vaters willen nicht wünsche." Trudchen schüttelt energisch mit dem Kopfe, ihrer Verlegenheit ist sie Herr geworden, sie giebt sich ganz dem Genuß hin, einen neuen Menschen kennen zu lernen.

„Was für eine Verschrobenheit sich doch in diesem alten Europa herangebildet hat, welche Unwahrheit! Wer mir im Umgang unter vier Augen gut genug ist, mit dem ich meine Gedanken austauschen kann — die Prinzessin erwähnte öfters, wie sie dies oder jenes mit Ihnen besprochen — den soll ich vor meinen andern Bekannten verleugnen?"

Trudchen zuckt die Schultern: „Es ist nun einmal so; diese Unterschiede entstehen von selbst; sie müssen doch etwas Natürliches sein!"

„Natürlich? Nein, es ist die höchste Unnatur."

„Sie finden sie aber bei allen Naturvölkern!"

„Bei den Naturvölkern, den Wilden, die keine gemeinsamen geistigen Interessen haben, die ihren Rang nach Zahl ihrer Herden, nach ihren Skalpen berechnen, die sollten uns eine Warnung sein, daß wir auf dem Wege zur Barbarei sind. Aber es giebt ein Volk, das entstanden aus denen, die das engherzige Europa satt gehabt, mit all den warnenden Erfahrungen ein neues freies Reich gegründet haben, in dem jeder seiner Menschenwürde gemäß leben kann, ohne seinen Nächsten um Verzeihung bitten zu müssen, wenn er ohne einen Titel zur Welt gekommen ist."

„Sie meinen Amerika?"

„Ja, Amerika. In Amerika darf man Mensch sein. Dort steht die Arbeit in Ehren. Man mag sich mit einer Arbeit, welche sie auch sei, ernähren, niemals wird sie einen unfähig machen, mit Menschen zu verkehren, die es nicht nötig haben zu arbeiten, wenn man ihnen nur geistig ebenbürtig ist."

„Jede Arbeit läßt aber die geistige Ebenbürtigkeit nicht aufkommen!" erwiderte Gertrud mit einem etwas spöttischen Lächeln. „Es giebt gewiß wenig Menschen, die neben schwerer körperlicher Arbeit noch Spannkraft genug besitzen, um sich geistig auszubilden."

„Ich will Ihnen ein Beispiel erzählen. . . . . Ich hatte einen Freund, einen hochbegabten Offizier aus

einem alten Adelsgeschlecht. Unglückliche Verhältnisse, an denen er keine Schuld trug, zwangen ihn, von allen Mitteln entblößt außer Landes zu gehen. Er schrieb mir vor nicht gar langer Zeit, daß er als Tramwaykutscher in New York eine gesicherte Existenz gefunden habe, und daß er sich trotz des Unterschiedes mit seiner vorhergehenden Stellung keineswegs degradiert fühle, da er, wenn er seine Arbeit gethan, auftreten kann, wie es einem Gentleman gebührt. Er besucht z. B. den ersten Rang des Theaters, er ist Gast im Hause hochgebildeter Menschen, und niemand frägt danach: Lebst du von deinen Händen oder von deines Kopfes Arbeit oder aus dem Geldbeutel deines Vaters?"

„Ob er aber nicht eben dem hochbegabten deutschen Offizier, dem Manne von altem Adel, der europäischen Bildung, die er aus dem engherzigen Europa mitgebracht hat, diese exzeptionelle Stellung verdankt, um dessenwillen man freundlich dem Tramwaykutscher gegenüber ein Auge zudrückt? Ich fürchte, es giebt nicht viele solcher Tramwaykutscher in New York."

„Nein, nein, der Amerikaner, der durch einfache Arbeit emporgekommen ist, weiß die Arbeit zu ehren, er kennt sie als die Staffel zu einem menschenwürdigen Dasein."

„Ja, aber wenn diese erreicht ist und die Arbeit des Vaters und Großvaters in den Nebel der Vergangenheit versinkt, wird die genießende Generation noch Verständnis haben für die Arbeit, welche den Menschen unschön und schwerfällig macht, die Arbeit, die ihm nicht gestattet, in guter, nicht einmal in reinlicher Kleidung zu

erscheinen? Ich denke, da erheben sich ganz von selbst Scheidewände, gegen die anzulaufen eine Kraftverschwendung ist. In Stelle jenes Tramwaykutschers würde ich, wenn ich nun einmal mit meiner Kaste gebrochen habe, lieber mein Geld sparen, als es für den ersten Rang des Theaters und dementsprechende Toiletten auszugeben. Im Grunde glaube ich nicht, daß seine Zwitterstellung Ihren Freund befriedigt."

„Ich glaube es doch; Amerika ist eben ein Land, welches auf den Erfahrungen der alten Welt weiterbaut. Ebensowenig wie es in seinen Städten ein Haus planlos an das andre klebt als zur Zeit, da unsre Städte entstanden, wie es von vornherein seine Straßen in weiten Parallelen anlegt, offen für Licht und Luft, ebenso ist es in seinen Lebensanschauungen offen und zwanglos. Es kennt ja die Winkel der alten Städte, es kennt ja die Panzer der auf dem alten Kontinent herrschenden Sitten und Vorurteile, und es hütet sich, das alte Elend übers Meer zu verpflanzen!"

„O, was für ein beneidenswerter Schwärmer Sie sind!" ruft Trudchen, ihre Hände zusammenschlagend. „Lesen Sie doch amerikanische Romane, Novellen, welche nicht die Verhältnisse schildern wollen, wie es da so nebenbei herauskommt — ganz gleich ist die Welt überall, wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual. Haben Sie niemals amerikanische Novellen gelesen, ich meine von amerikanischen Autoren?"

„Nein! Ich sehe aber nicht ein, warum ein Mann, welcher es sich zur Aufgabe gestellt hat, ein Land zu schildern, unwahr sein sollte."

„Ich denke, daß ein Ausländer niemals einem Lande gerecht wird, er hat sein Land vielleicht aus Überdruß daran verlassen, er will im Fremden die Verwirklichung seiner Träume sehen, und es ist so leicht, unbekannte Verhältnisse in dem Licht anzusehen, als man es wünscht. Schon die Absicht, etwas zu schildern, läßt nach den Lieblingsfarben greifen.“

„Da glauben Sie auch nicht an einen Fortschritt der Menschheit überhaupt, wenn Sie nicht glauben, daß Amerika, welches aus der Geschichte der alten Welt seine Lehren gezogen, uns in allem überlegen ist?“

„In vielem überlegen gewiß, in der Hauptsache ist es uns gleich. Wir bauen immer weiter auf den Erfahrungen unsrer Vorgänger, werden immer geschickter und raffinierter, aber ändern wir uns selbst? Wie kommt es, daß der Prediger Salomo dieselben Fehler an seinem Volk tadelt, wie sie heut getadelt werden? Und ist es nicht, als wende der Herr Christus und seine Apostel sich direkt zu uns, wenn man ihre Worte jetzt nach 1800 Jahren liest? Wenn der Herr es nicht gewußt hätte, das Menschenherz wird auf Erden ein und dasselbe bleiben, dann hätte er seine Worte nicht als ausreichend für so lange Zeit erachtet. Er hätte der Welt schon längst ein Ende machen oder wiederkommen müssen und sagen: „Ihr seid jetzt zu klug und vollkommen für das, was ich einst gesprochen; es genügt nicht mehr; ich werde jetzt mit der Fortsetzung beginnen.“

„Und genügt es denn etwa?“ ruft Thankmar leidenschaftlich. „Glaubt denn die gebildete Welt seinen Worten noch?“

Trudchen zuckt wie von einem körperlichen Schmerz getroffen zusammen.

„Auch als sie noch nicht so gebildet war wie jetzt, hat ein großer Teil ihm nicht glauben wollen. Aber wenn sie ihm jetzt auch nur soviel Glauben schenken möchten, um die allereinfachsten seiner Ratschläge zu befolgen, wie anders würde diese gebildete Welt aussehen! Der Herr genügt nicht mehr! Und wenn er noch mehr gethan, und wenn er die doppelte Zahl seiner Worte hinterlassen, diejenigen, welche sich gar nicht um dieselben kümmern, würden immer noch sagen, daß sie nicht genügten. Wer sich aber um sie kümmert, dessen Leben reicht nicht aus, sie sich alle zu eigen zu machen.“

Thankmar ist ruhiger geworden, während das schöne, leidenschaftslose Antlitz vor ihm in tiefer Erregung glüht. Wie wohl ihm diese Unterhaltung gethan! Sie hat ihm fortwährend widersprochen, aber sie hat damit seine Gedanken von dem gefährlichen Punkt weggelockt; er hat sich ausgesprochen, ohne seine persönlichen Angelegenheiten zu verraten. Er dankt es dem Mädchen, daß es ihn nicht durchschaut, ihn nicht, seinen erregten Zustand benutzend, ausgeholt.

„Haben Sie amerikanische Bekanntschaften?“ fragt er nach einer Pause.

„Ich habe zwei Freundinnen in Amerika. Es waren viele Ausländerinnen in unserm Pensionat.“

„Und an ihnen haben Sie Ihre Studien gemacht?“

„Wir hatten viele Unterhaltungen über denselben Gegenstand, und es kam dabei heraus, daß die Amerikaner nicht ganz so unempfindlich gegen Titel sind, als

Sie anzunehmen scheinen. Aber der Geldstolz ist vorherrschend, und die sogenannte „gute Familie“ würde in Ihren Augen zu demselben Popanz werden wie der europäische Adelsstolz. Und wer ist gleichgültig dagegen, wenn seine Ahnen vor Jahrhunderten nachweislich eine bedeutende Stellung eingenommen, bei historischen Ereignissen sich ausgezeichnet haben? Warum sollen die Enkel das durchaus vergessen? Ist es nicht natürlich, daraus etwas zu machen?“

„Kann das aber nicht ein jeder? Ist es nicht lächerlich, daß unser Adel sich darauf etwas so Besonderes zu gute thut? Adelt den Enkel denn wirklich das, was seine Väter thaten? Ist die Erblichkeit dieser Auszeichnungen und Würden nicht eine Spielerei?“

„Warum versuchen aber diejenigen, und die amerikanische gute Familie soll es ganz besonders versuchen, es vergessen zu machen, wenn sie der Stiefelwichse, dem Sirup oder Hasenfellen ihr menschenwürdiges Dasein verdanken? Würden sie nicht im andern Falle gern erzählen, daß ihre Großväter vom Schildknappen zum Baron u. s. w. emporgestiegen sind? Und ist das nicht sehr natürlich? Es ist doch entschieden interessanter als etwas über die Fabrikation der Wichse oder des Großvaters Fellhandel zu erzählen.“

„Was für eine mokante junge Dame Sie sind! Ist dies ein Erfolg des Lebens auf dem Schloß oder des Herrnhuter Pensionats?“

„Diese weltlichen Dinge nicht so einseitig zu behandeln, ist entschieden ein Erfolg der christlichen Er-

ziehung. Da lernt man dem Mann aus dem Volke mit Respekt zu begegnen, aber auch dem Herzog."

„Einseitig! Ist es nicht einseitig, ewig und immer kriegerischen Ruhm zu verherrlichen? Mir wäre das Leben jener Wichse- und Sirupsfabrikanten, des Fellhändlers, ihr nach und nach zunehmender Wohlstand mindestens ebenso interessant. Es kommt dabei ja gar nicht auf das Was, sondern auf das Wie an."

„Die Menschen werden aber stets das mehr verherrlichen, was auch einen äußerlichen Glanz hat, was ihrem Schönheitsgefühl anspricht. Und verzeihen Sie mir die persönliche Bemerkung, aber ich denke, Sie könnten auch besser mit dem jungen Pelham antworten, als diesem das Glück der arbeitenden Klassen gerühmt wurde: »Ich fahre nie Unglück, doch lieber mit „sechsen" spazieren.« Ich bin zufällig orientiert über Ihre Vorfahren, ich kann deshalb ruhig sagen, fellhandelnde Großväter würden von Ihnen auch mausetot geschwiegen, und möchten dieselben noch so arbeitsadlig und ehrlich sein. Es sind wohl wenig Weise in der Welt, die so erhaben über allen Erfolg stehen, um über dem Kern vollständig die Schale zu vergessen. Und sollten schöne Schalen nicht auch gute Kerne bergen?"

„Naseweise Schulmeisterin!" möchte er ausrufen, aber ein Blick in das schöne Gesicht, das von einer kindlichen Lustigkeit funkelt, beschwichtigt ihn. Er hatte eine dem Leben entrückte religiös schwärmende Novize aus dem jungen Mädchen gemacht. Jetzt fand er eine mit ihren Gedanken mitten im Leben stehende, lebenslustige junge Dame, die ihre Meinung keck genug hin-

auszusagen verstand, und dennoch, sie war das, was er bisher mit einer Art Abscheu „fromm" genannt hatte, sie sprach von dem, worüber mancher Gebildete verschämt schweigt, oder worüber er spottet, mit einer durchaus echten Liebe und Hochachtung, als wenn sie trotz ihres Verstandes das alles glaube.

Das konnte er sich nicht recht zusammenreimen. Eine ganz glaubenslose Frau war ihm auch, wie irgend ein glaubensloser Mann sagt, „eine Blume ohne Duft;" dann gehörte seiner Meinung nach aber auch dazu ein schüchternes, Augen niederschlagendes Wesen, welches keinen selbständigen Gedanken hat, und wenn es ihn hat, ihn nicht auszusprechen wagt. Eine „fromme Frau" war für ihn ein unverstandenes, klagendes Wesen, welches sich durch eine seltsame Unkenntnis der Welt und große Unselbständigkeit auszeichnet. Nun mußte er entdecken, daß Trudchens Schüchternheit und Unbeholfenheit eine rein physische Eigentümlichkeit war, wie sie oft Menschen eigen ist, welche sich vorwiegend geistig beschäftigen.

„Es scheint mir, daß das Leben in einer Herrnhuter Kolonie nicht bloß aus Singen und Beten, Traktätchen lesen und Missionsstrümpfe stricken besteht."

„O durchaus nicht! Es besteht aus sehr viel wirklicher Arbeit. Wir, die das Lehrerinnenexamen machten, wurden nicht geschont. Dann giebt es viele interessante Erfahrungen. Wenn ich bloß an das Vorlesen der Briefe einzelner Missionsgeschwister denke! Und überhaupt das täglich uns vor Augen gehaltene Ziel, das der Arbeit den Reiz und die Weihe giebt, da fühlt man sich wie ein Soldat, der auf seinem Posten stehen muß.

Es giebt auch Murmeltiere in der Kolonie. Wer aber geistige Interessen hat, dem werden sie dort nicht aus Mangel an Nahrung sterben."

„Und was ist das große Ziel?" fragte Thankmar mitleidig.

„Die Welt erobern."

„Die Welt erobern will das kleine Häufchen Ihrer Missionare? Hier einer in Lappland, da ein paar in Afrika und Asien?"

„Sie tragen ihr Teil dazu bei."

„Aber ist hier nicht noch genug zu thun, warum gehen sie so weit hinweg?"

„Wenn man ein Haus an allen vier Ecken zugleich anzündet, geht es am schnellsten in Flammen auf!"

„Und Sie glauben wirklich bei den Afrikanern etwas auszurichten, wenn Sie hier und da ein paar Wilde bekehren? Sind ein paar Kruppsche Kanonen nicht besser dorthin zu schicken, um diese untergeordneten Rassen abzuschießen wie Raubzeug? Was für Erfolge haben Sie denn aufzuweisen?"

Ein indignierter Blick trifft den kecken Sprecher, und wenn er es auch nicht böse gemeint, er fühlt, daß er eine rohe Gesinnung verraten.

„Keine Erfolge! Seit dreißig Jahren haben wir erst die Eisenbahn, und dennoch ist das Evangelium von Jerusalem über ganz Europa verbreitet, den größten Teil Amerikas, es hat in Indien festen Fuß gefaßt, in Südafrika. Und das sind keine Erfolge? Warten Sie es ab, in diesem Jahrhundert wird es schneller gehen, die Verbindungen, die Sicherheit des Verkehrs

nimmt zu. Die Kräfte, die sich bis jetzt allein auf dem Wege aufrieben, werden der Sache selbst erhalten."

„Ich leugne ja nicht, daß es sich verbreitet hat; aber hat es die Leute wirklich verändert? Nur dann hat es doch einen Sinn?"

„Einen Teil, ja, und profitiert hat auch der andre davon, oder wollen Sie in Abrede stellen, daß unsre Kultur auf dem Christentum fußt, oder daß sie eine andre geworden wäre, wenn die Handvoll Missionare nicht in unsre europäischen Wälder und Wildnisse gedrungen wären? Mir ist gelehrt worden, die Schwarzen als meine Brüder zu betrachten, darum denke ich, was uns geworden, muß und kann ihnen auch werden. Freilich, wenn sie in Ihren Augen Raubzeug sind, muß die Mission Ihnen nur als Geldverschwendung erscheinen, Sie liberaler, für die Befreiung und Gleichheit begeisterter Mann!" und Trudchen reicht ihm die Hand, wünscht ihm guten Abend und geht fort mit einem Stachel im Herzen. Aber auch er fühlt einen Stachel, einen Vorwurf, und diese Empfindung kommt beinahe jener peinvollen Stimmung nahe, in welcher er das Schloß verlassen.

Friedlos und zerfahren starrt er, nachdem er im Dunkeln nach Hause gekommen, von seinem Fenster in den stillen, sommernächtlichen Garten. Er muß fort von hier, das ist ein unerbittliches Muß. Aber wohin? Ohne Geld (er hatte den Bruder noch angeborgt) in die Welt reisen? Wie seine vornehme Natur vor dieser Perspektive zurückschaudert! Nach Amerika, um Arbeiter und Gentleman in einer Person

zu sein? Es kommt ihm auf einmal sehr wahrscheinlich vor, daß die Welt gleich ist überall, wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual.

Und dann hier die Menschen verlassen, die er liebt, wirklich liebt, wie es ihm klar wird in dem Moment, da er an die Trennung denkt.

Hat ihn der Teufel genarrt, den Bau des Kurhauses nicht annehmen zu wollen? Hat er wirklich um die Prinzessin anhalten wollen, oder hat er es schon gethan, hat er „Hanna“ zu ihr gesagt? „Hanna“ flüstert er vor sich hin, ja, ja so klang es, so hatte er geflüstert. Er schlägt sich mit der Hand vor die Stirn. Er möchte sich verhöhnen, sich mit Fäusten schlagen, er hat es wirklich gesagt; sie wandte ja dem Frechen den Rücken, nahm ihre Schleppe und ging. Das Bild wird er nie vergessen. Und dann die von der Garderobe belauschte Unterhaltung: „Abenteurer, Schwindler.“ Alles überkommt ihn wieder mit neuer Kraft, seit er die Stimme der kleinen Herrnhuterin nicht mehr hört. Er sehnt sich noch einmal, ihre Stimme zu hören, aber er muß ja fort. Morgen wird man in Lichtenberge mit Fingern auf ihn zeigen als den bei Hofe in Ungnade Gefallenen. Die Prinzessin wird ihre Familie unterrichten. Das Gespräch der Kavaliere wird sich verbreiten. Wie man lachen wird über den eitelen Narren, der um die Prinzessin angehalten! „Denkt euch mal, der Bruder des Leutnants hat um die Prinzessin angehalten.“ Ja, er muß fort, fort, ehe das Frührot über die Berge steigt. Golden steigt der Vollmond über den Waldrand; Thankmar blickt in das erhellte

Thälchen, nach der Höhe mit dem Schlosse, und er fühlt, daß sein Herz hier eingewurzelt ist, daß er hier eine Heimat gefunden und daß er sie verscherzt hat.

Mit nervöser Hast schreibt er zwei Briefe, einen an den Fürsten, einen an den Bruder, dann stampft er seine Sachen in den Reisekoffer, packt eine Handtasche und wirft sich aufs Bett, um sich durch Schlaf zu stärken. Aber der Schlaf flieht ihn, und schon zeigt sich ein mattgelber Streifen über den Bergen, als endlich die Gedanken anfangen, ihre peinliche Schärfe zu verlieren, sich zu verwirren und Bewußtlosigkeit das gemarterte Gehirn umfängt.

„Thankmar, Thankmar!“ ertönt des Leutnants Stimme am folgenden Morgen vor der verschlossenen Thür. „Es ist schon spät, und eben hält der Fürst vorm Haus und will dich sprechen.“

Thankmar fährt auf. Wie kommt es, daß er angekleidet ist, daß seine Sachen gepackt dastehen? Ach, das ist ein gräßliches Besinnen! Die Uhr schlägt neun. Er hat's verschlafen, und das Verhängnis steht vor der Thür.

Mit einem dumpfen Kopfschmerz und übernächtigem Gesicht stürzt er nach unten. Mag kommen, was da will, wenn es nur schnell kommt.

„Guten Morgen, mein lieber Herr Meschede!“ sagt der Fürst, und über sein edles Gesicht geht es wie ein Sonnenblitz, als er ihm die Hand hinstreckt. „Wäre es Ihnen recht, jetzt gleich mit mir nach Wolldorf zu fahren und unsre Angelegenheit dort in Ordnung zu bringen? Wir haben in den nächsten Tagen so vieles vor, daß ich fürchte, wir kommen allzusehr ins Auf-

schieben. Ich will es Ihnen im Vertrauen sagen, morgen wird die Verlobung meiner Tochter mit Graf Arne proklamiert.“ Der dumpfe Kopfschmerz verwandelte sich in eine stechende Empfindung. „Er weiß noch nichts!“ Es durchfährt ihn halb freudig der Gedanke — „und wenn er es wüßte, er käme nicht, dich abzuholen“ — ist der bittere Nachsatz.

Der Leutnant streckt ihm Hut und Handschuhe im Hausflur entgegen.

Was für eine Fahrt dies ist, was für eine Unterhaltung mit der Angst, den Fürsten seine Geistesabwesenheit merken zu lassen! Zuletzt klammert er sich an den einen Gedanken: „Die Prinzessin wird schweigen.“

In Wolldorf erweist es sich notwendig, daß er im Interesse des Unternehmens eine kleine Reise machen muß. Der Fürst kehrt ohne ihn zurück. Nun hat er Aufschub, er geht den Verlobungsfeierlichkeiten aus dem Wege, und will man ihn nicht mehr wiedersehen, so kann man ihn das am besten in der Ferne wissen lassen. Ein, zwei, drei Tage vergehen, er kehrt heim, alles ist wie sonst. Gott sei Dank, über die Verlobung der Prinzessin ist er in den Hintergrund getreten. Die Herren werden ihren Irrtum einsehen, und die Prinzessin wird schweigen. Ja, wird schweigen, aber auch ihm gegenüber für immer. Wie schmerzlich dieses Verstummen an einem Wesen, das so beredte Worte hatte! Schweigende Verachtung ist jetzt das Los von seiten der Prinzessin, die ihn so ausgezeichnet. Und wenn er noch die Entschuldigung gehabt, daß leidenschaftliche Liebe ihn so weit gebracht, ein schwärmerisches 17 jähriges Prinzeßchen würde das vielleicht annehmen,

diese 29jährige Dame mit dem in der Wirklichkeit lebenden Geiste nicht.

Er kann den nächsten Tag nicht erleben, wenn er nicht zuvor ihre Verzeihung hat. Doch wie dazu gelangen? Schreiben ist zu gefährlich! Immer hat er das kluge, denkende Gesicht der kleinen Herrnhuterin vor sich, ihren ehrlichen Blick. Das wäre die einzige, die er ins Vertrauen ziehen könnte.

Die Abendschatten senken sich ins Thal. Im Lämken steht die Thür weit offen; das flackernde Feuer und das Grün des Gartens leuchten durchs Haus bis auf die Straße. Eine graue Gestalt erscheint auf und ab wandelnd vor der Gartenthür. Mit ein paar Schritten hat Thankmar das Haus durchquert, Wirt und Wirtin rechnen irgend etwas Schwieriges mit einem Fuhrmann, die Mägde gehen mit Melkeimern nach den Ställen — dies ist eine Gelegenheit zu einer ungestörten Unterredung.

„Guten Abend, Fräulein Meisenheim!"

„Guten Abend!" Sie schlägt freudig in seine dargebotene Hand ein. Hat sie sich doch Vorwürfe gemacht, ihm neulich solch spitzige Worte zum Abschied gegeben zu haben.

„Fräulein Meisenheim," sagt Thankmar, tiefer in den kleinen Garten schreitend, „ich möchte Sie" — hm — wie fatal das doch einem jungen Mädchen gegenüber ist! — „ich möchte Sie um eine große Gefälligkeit bitten."

Sie setzen sich beide auf eine Bank am kleinen Bache, der den Garten von der Wiese trennt, jenseit welcher der Fels mit dem Schloß schroff emporsteigt. Das goldene Kreuz der Schloßkapelle funkelt in den scheidenden

Sonnenstrahlen, während sich das ganze Gebäude mit seinen kolossalen Formen in dunkler Majestät von dem hellen Abendhimmel abhebt.

„Nicht wahr,“ sagt Thankmar, und er hat dabei etwas so jungenhaft Unsicheres neben dem ernsthaften kleinen Fräulein, „Ihnen kann man Vertrauen schenken, Sie verstehen ein Geheimnis zu bewahren? Sie nehmen es ernsthaft mit der Religion; ich weiß es, Sie sind eines Verrates unfähig.“

Sie nickt nur ernsthaft mit dem Kopf.

Wenn es nur erst dunkler wäre, dann könnte er ihr alles besser auseinandersetzen. Sie muß alles wissen, um beurteilen zu können, ob eine Bitte um Vergebung angebracht wäre.

„Fräulein Gertrud, ich bin ein großer Narr gewesen,“ hebt er endlich, gerade vor sich hinstarrend, an. „Nicht wie bei Ihnen führte mich die Güte, die ich auf dem Schlosse erfahren, zu dankbarer Erkenntnis jener herrlichen Menschen, sondern sie machte mich übermütig und, und . . . . Kurz, es standen Gedanken in mir auf, die mir jetzt als die eines Wahnsinnigen erscheinen. Das Leben, die Art und Weise auf dem Schlosse war die Erfüllung meines Ideals. Alles Kleinliche, die Misere des gewöhnlichen Lebens war mir von jeher entsetzlich — ich hatte in meiner Jugend schwer darunter gelitten. Ich will all die Gefühle, die mich beseelten, mit einem demütigen Wort zusammenfassen — Neid — vielleicht der Ausdruck zu stark — aber ich kannte keinen größeren Wunsch, als jenen gleich sein, in jenen Kreisen geachtet und geliebt werden, dort leben und sterben auf der Höhe,

über der großen Herde. Das freundliche Entgegenkommen des Fürsten, das Eingehen der Prinzessin auf meine Unterhaltung, es berauschte mich, hob mich in meinen eignen Augen, es weckte und nährte begehrliche Wünsche, aber die Vernunft war doch noch immer größer — es war mehr ein Spiel der Phantasie — da aber fand ich diesen Brief" — Thankmar zieht den Brief des alten Lützow aus seinem Taschenbuch — „lesen Sie ihn; er kann in etwas doch zu meiner Rechtfertigung dienen — Sie werden mich dann vielleicht verstehen und entschuldigen." Trudchen faltet gespannt das Blatt auseinander und erschrickt. Als ein echtes Mädchen empfindet sie ganz das Schmähliche eines solchen Handelns an einer Mitschwester.

Und doch, wäre es so unnatürlich gewesen, wenn er ihr mehr als gefallen? In Trudchens Innerem steigen mehr Gedanken auf, als Thankmar ahnt. Vergebens wartet er auf ein Wort von ihr; noch erlaubt es die Dämmerung, die Purpurröte ihrer Wange zu gewahren; sie ist in große Verlegenheit gesetzt durch dieses unerwartete Vertrauen und fängt endlich stockend an . . .: „Sie glaubten diesem Brief und — und —"

„Sprechen Sie weiter, sprechen Sie, Fräulein Gertrud!"

„Sie machten der Prinzessin einen Antrag?" schließt Trudchen halb zweifelnd mit scheuem Flüstern. Thankmar springt auf. „Nein," ruft er, „dazu kam es nicht! Sie durchschaute mich, ehe ich gesprochen. Ich sagte nur ein einziges Wort, und ich hoffe, ich hoffe, sie hat es nicht gehört."

„Dann können Sie ja ruhig sein. Sie hat von Anfang an gewiß ein verändertes Benehmen Ihnen gegen-

über gezeigt, denn wer diesen Brief geschrieben, hat auch ähnlich gesprochen, man hat die Prinzessin gewarnt."

Mochte das junge Mädchen sich die Sache so auslegen, wenn sie nur die Mittlerin abgab, es der Prinzessin fühlbar zu machen, daß Thankmar ganz in sein Nichts zurückgesunken ist, daß es ihm das Höchste ist, ferner des Fürsten alleruntertänigster Diener zu sein.

„Und was soll ich thun?" fragt Gertrud. „Ich denke, es ist das Beste, man rührt nicht daran. Von diesem Briefe zu der Prinzessin sprechen, geht nicht an. Das könnte sie doch sehr unangenehm berühren. Wo haben Sie den Brief gefunden? Wer mag ihn geschrieben haben?"

„Die Redewendungen erinnern mich an den unangenehmen Herrn von Lützow, den ich einmal hier traf."

„Und an den Erbprinzen ist er gerichtet — nun ist mir alles klar. Der Prinz hat seiner Schwester eine Mitteilung von dem Gerede gemacht —"

„Soviel ich weiß, wie ich es aus den Worten der Prinzessin entnahm, sind Sie ihre Vertraute. Eine dieser seltenen Vertrauten, wie die alten Dramen sie uns vorführen — unter vier Augen ein Herz und eine Seele — vor der Welt die ergebene Dienerin —."

„Aber im Gegensatz zu jenen Dramen spinnen wir keine Intriguen, sprechen kaum über unsre nächste Umgebung. Sie haben ein falsches Bild von diesem Verhältnis; es ist keineswegs intim. Aber die Fürstin, meine Pate, hat mich dort erziehen lassen, wo sie ihre Sympathieen hatte. Die Gouvernanten der Prinzessin waren aus unserm Pensionat hervorgegangen; ich habe

jahrelang dieselbe Lehrerin gehabt, welche die Prinzessin in ihrer Kindheit unterrichtete. Da hat sich zwischen uns eine Interessengemeinschaft oder ich sage besser eine Glaubensgemeinschaft herangebildet. Die fürstlichen Damen nehmen an all den Bestrebungen unsrer Kolonie denselben Anteil wie ich, sie helfen sie fördern mit allen Kräften. Aber eine Intimität in dem Sinne, wie Sie vielleicht annehmen, ist nicht zwischen uns. Ich würde kaum wagen, eine persönliche Bemerkung zur Prinzessin zu machen."

Also diese ganze demütigende Beichte unnütz!

„Nun dann verzeihen Sie, daß ich Sie so lange bemüht," sagt er, ungeduldig von der Bank aufspringend. Gertrud folgt schweigend.

„Ich könnte nur, wenn sich das Gespräch so wendet, beiläufig erwähnen, daß Sie Ihre — Ihre Übereilung bereuten, daß das Mißfallen der Prinzessin Sie unglücklich mache —."

„Ja, ja das ist es eben, um was ich Sie bitten möchte!" ruft Thankmar erleichtert aus. „Wenn es nur der Prinzessin angedeutet wird, daß nicht Frechheit mich hier weilen läßt, sondern daß ich fernerhin ihres Vaters treuster Diener sein will, daß ein Rausch, ein wahnwitziger Traum —"

Hier wird Thankmar durch Frau Fastje gestört, die in großer Erregung durch den Hausflur stürzt. Vor der Vorderthür hält ein Wagen, und ehe er es sich klar macht, findet er sich dem Fürsten, der Prinzessin und Graf Arne, dem Bräutigam, gegenüber. Er zieht mechanisch den Hut, während sein Fuß fest an dem Erdboden

wurzelt. Aber der Gruß der Prinzessin ist so unverändert wie immer, und während die Herren dem Wirt den Unfall auseinandersetzen, welcher eines der Pferde betroffen und sie zum Anhalten gezwungen hat, redet sie ihn direkt an und frägt ihn nach Verschiedenem, was vor jenem für Thankmar unauslöschlichen Moment liegt, und als der Wagen fortfährt, ist Thankmar ein Stein vom Herzen, aber mit Ingrimm denkt er, daß es mit einiger Variation dieselbe Geschichte war wie zwischen Reuters Franz, Namlieb und der großmütigen Helene, Personen eines Buches, welches eben erschienen und das ihm vor ein paar Tagen in die Hände gefallen war. Dann bereut er seine jetzt unnötige Beichte dem jungen Mädchen gegenüber. Wie ihm das nur passieren kann, daß eine Bloßstellung der andern folgt!

Ein Blick auf ihr Gesicht zeigt ihm, daß sie den Vorgang am Wagen begriffen und ihre Mission nun für unnötig hält. Sie sitzen noch bei den alten Leuten in der Küche, die das offene Feuer mit rötlichem Scheine erhellt. Wie sollte die Prinzessin es übelnehmen, von diesem Mann geliebt zu werden, denkt Gertrud, als sie Thankmar am Feuer sitzen und mit dem alten Melville sprechen sieht. Seit dem Tage seiner Demütigung ist noch etwas andres über ihn gekommen, etwas Echtes und Maßvolleres statt des oft ans Unwahre streifenden Wesens, das sie zuerst verletzt.

Und dann als sie die steile Straße des Städtchens hinaufschreitet und all die bekannten Stimmen des Sommerabends an ihr Ohr schlagen, das Spielen der Kinder in den Thorwegen, die murmelnde Unterhaltung der Großen

auf den Bänken vor der Hausthür, in der Ferne das Anschlagen der Hunde, wie es sich gleichsam telegraphisch von Gehöft zu Gehöft fortsetzt, das „Owahahaha" der Frösche aus dem Weiher, der Unkenruf am einsamsten Teile ihres Weges an der großen Felswand, von der die alten Wallkanonen (ihre Mündungen sind längst mit Sperlingsnestern verstopft) im Mondlicht blinken, dann auf der Hängebrücke der schlürfende Tritt des alten Postens, das Aufstoßen der Muskete — da bleibt sie stehen und sieht den Weg hinab, den sie gekommen, sieht den Glühpunkt der weit offenen Thür des Lämken, bis die Silhouette eines großen, schlanken Mannes eine Sekunde lang darin erscheint. Ein Gefühl halb Freude halb Schmerz zieht ihr Herz zusammen. Nein, die Prinzessin kann nicht böse sein, daß er sie liebt und es ihr verraten.

Hier hat sie oft gestanden und in das Thälchen zu ihren Füßen hinabgeblickt, sie kennt jede Felsnase, jede Knorre an den alten Bäumen, sie kennt jedes Geräusch. Wie ist sie doch immer so glücklich gewesen, ein lustiges Kind voll Plänen, Hoffnung, Wünschen und kindischen Anschlägen, aber nie ganz befriedigt; und dann in der herrnhutischen Pension, wie kam da die Befriedigung über sie, als ihr jene scheinbar so einfachen und doch für so hohe Ziele begeisterten Menschen das „woher" und „wohin" des Menschengeistes, den schon in ihrem Kinderherzen vorhandenen Unfrieden erklärten und sie zu dem leiteten, der den Frieden giebt, welcher dieser Welt gebrauchen läßt als einer teilweise (und für sie wohl zum größten Teil) lieblichen Landstraße, die zum Paradiese führt.

Und nun kommt es auf einmal wie Trauer über sie, wie Mutlosigkeit; ihr Friede ist fort.

Das Ende der Landstraße ist so fern, und alles, was ihr bisher das Wandern auf dem Wege zur Freude gemacht, wird farblos. Sie fühlt ein nach irdischem Glück verlangendes Menschenherz in ihrer Brust; sie fühlt sich so jung und kräftig; sie denkt an all die langen, langen Jahre, die noch bis zu ihrem Tode vergehen müssen, und die sie mit froher Thätigkeit auszufüllen gedacht hatte. Aber die Gründung einer Schule in Lichtenberge ist nicht mehr der Gipfelpunkt alles Glücks, ein Leben wie das ihrer Choraltesten erscheint ihr auf einmal einsam und öde.

Ungeduldig eilt sie vorwärts über die Brücke. Wie die vielen Fenster und Fensterchen des Schlosses im Mondlicht glitzern, das Wässerchen rauscht und die Höhenluft ihr kühlend um das erhitzte Gesicht spielt! Es hat sie ja stets entzückt, warum verzaubert es sie heute, so daß sie sich der Wirklichkeit entrückt glaubt, daß sie nicht zu ihrem eigenen klaren Selbst zurückkehren kann? Warum ist ihr dieser stolze Herr begegnet? Liebt sie ihn etwa, der eine andre liebt, eine Prinzessin? Liebt sie ihn, sie, die Tochter des Kammerdieners, der man eine über ihren Stand gehende Erziehung gegeben, weil sie die Patin der Fürstin und so klug war? Ihr ganzer Stolz bäumt sich gegen die Empfindungen ihres Herzens auf. Hat er ihr nicht deutlich genug bewiesen, daß sie in seinen Augen nichts ist als eine gute, vertrauenswürdige Person, die graue Anstaltsschwester, vor der man sich nicht zu genieren braucht? Welchem

Mädchen von 19 Jahren würde ein Mann solch ein Bekenntnis ablegen?

Große, im Mondlicht weiß schimmernde Fließen ziehen sich kreuz und quer über den gepflasterten Schloßhof; sie folgt einem dieser Pfade, ersteigt ein schmales steinernes Treppchen und erreicht ein kleines Plateau, ein Winkelchen auf einem Felsenvorsprung, mit Mühe und Not in ein üppiges Gärtchen verwandelt, dessen Blumen im Nachtwinde nicken. Schwere, blasse Kletterrosen, die sich hell abheben von der epheuschwarzen Wand, schaukeln über dem offenen Eingange des Zimmers, in dem beim Lampenschein ein alter Mann über einem Buche sitzt. Kann es etwas Edleres geben als dieses Haupt, dieses Gesicht mit seinen vielen Kummerfalten, das graue Auge mit dem gespannten Ausdruck, scharf und doch gut — ihr Vater — und nur ein Kammerdiener!

Als müsse sie ihm etwas abbitten, eilt sie auf ihn zu und schlingt ihre Arme um seinen Hals. Ihr ist so thränenreich zu Mute; sie schmiegt sich in seine Arme und legt den Kopf an seine Schulter. Nein, sie will nichts von andern Menschen, sie liebt ihn allein, sie will nichts von den Menschen wissen, die mit Achselzucken: „Nur ein Kammerdiener!“ sagen würden, die ihn nur in der Eigenschaft eines guten, treuen Bedienten kennen.

„Was ist dir denn, mein Kind?“ sagt der alte Mann, ihr in die Augen sehend.

Sie nimmt seinen weißen Kopf zwischen ihre Hände.

„Väterchen, bist du auch ganz gesund?“ fragt sie dagegen. „Als ich dich so sitzen sah, da fiel es mir auf, daß dein Gesicht so hager aussieht!“

„Ich bin gesünder denn je, aber müde; komm, wir wollen zur Ruhe gehn!“

Aber sie findet keine Ruhe, sie ist unzufrieden mit ihren Verhältnissen. Jener stolze, hochfahrende Mann, der seine Augen zur Prinzessin erhob, und der sie für ein solches Nichts ansah, daß er ihr einen Blick hinter die stolze Außenseite zu thun gestattete, er drohte ihr für immer die Ruhe zu rauben, und die Epheuranken klopfen im Nachtwinde an das Fenster und sagen: „Nur ein Kammerdiener, nur ein Kammerdiener!“

* *
*

„Nur ein Baumeister, nur ein Baumeister ohne Geld und ohne Arbeit, und er hat um die Prinzessin angehalten!“ Thankmar hört es jede Nacht, wenn das Geräusch des Tages verstummt und die Stimmen im Innern laut werden.

Sie hat ihm großmütig gezeigt, daß sie thun will, als wäre nichts vorgefallen, weil sie ihrem Vater die Freude an dem Verkehr mit dem Förderer seiner Pläne nicht stören will, und er muß ihr dankbar sein; aber diese Art Dankbarkeit demütigt ihn, und dennoch, er bleibt. Hier soll seine Heimat sein, alles ist ihm ans Herz gewachsen, die Gegend, das Schloß, die Fremden und die Verwandten. Er hat den Bau des Kurhauses übernommen. Der Platz, den er im Walde ausgesucht mit einzelnen schönen Bäumen, die zum Parke bleiben sollten: sein Plan hatte allen gefallen. Thankmar hatte sich

ganz dem einfachen Sinn des Fürsten angepaßt und seiner hochfliegenden Baumeisterphantasie gehörig den Zügel angelegt. Dabei hatte er aber alles so eingerichtet, daß das Kurhaus immer als Kern und Mittelbau bleiben konnte, wenn das Bedürfnis nach einem größeren Gebäude sich einstellte.

Die Arbeit wurde sobald als möglich unternommen, um schon vor dem Frost das Hauptsächlichste vollendet zu haben. Als alles im Gange war, fand es sich, daß bald dieser, bald jener Herr einen Umbau seines Schlosses oder Hauses oder einen Neubau beabsichtigte, und dann, wenn Thankmar bei ihnen längst seine Arbeit gethan, hielt man ihn um seiner selbst willen fest. Es war komisch; als grand seigneur war er von den Herren förmlich gemieden, und jetzt, wo er sich zur Arbeit bekannte, riß man sich förmlich um ihn. Die jüngeren Herren wetteiferten im Nachäffen seiner kleinen Eigenheiten und Extravaganzen, und alle Knaben schwärmten für ihn, „wie Herr Meschede," oder „Herr Meschede macht es oder trägt es so," oder „Herr Meschede sagt so." Es war ein großer Umschwung mit ihm vorgegangen, und jedermann glaubte ihn bisher verkannt zu haben; so war jetzt sein Wunsch, in den ersten Kreisen eine Rolle spielen zu können, in etwas erfüllt, da ihm an der Erfüllung dieses Wunsches nichts mehr gelegen war und er nichts weiter sein wollte als ein hartarbeitender, rechtschaffener Mensch.

Vom Baue des Kurhauses war das ganze Städtchen elektrisiert. Jeder Hausbesitzer hielt Revue über die Räume seines Hauses, welche sich wohl zum Vermieten

eignen würden. Die Frauen machten Überschläge bei ihren Bettvorräten. Einzelne verstiegen sich zu Spekulationen auf Sprungfedermatratzen, und da es in Lichtenberge noch wenig Nähmaschinen gab, beschlossen die vorsorglichen Hausfrauen, den Winter mit Herrichtung der notwendigen Betten hinzubringen. Es gab zwei Personen, welche einmal in Ems und Wiesbaden zur Kur gewesen waren, und die zeitlebens von nichts anderem zu erzählen wußten als von den engen Gelassen und den haarsträubenden Preisen, welche sie dafür bezahlt. Bei diesen war es eine ausgemachte Sache, jetzt ihrerseits Rache zu nehmen. Diese beiden Erfahrenen hatten bald ganz Lichtenberge mit ihren Erwartungen angesteckt. Man berechnete, daß die Lebensmittelpreise im nächsten Jahre auf das Doppelte steigen müßten.

Frau Baldurius und Frau Piepkorn, welche sich für die Kenner der Wiesbadener und Emser Verhältnisse hielten, rissen bei ihren Bekannten jede Thür auf, und einen flüchtigen Blick in das oft dunkle und muffige Gemach werfend, erklärten sie es für unbezahlbar bei dem zu erwartenden Fremdenandrang; denn es hatte sich herumgesprochen, daß schon jetzt bei dem fürstlichen Rentamte zahlreiche Bewerbungen um die Pacht des Kurhauses eingegangen wären.

Im Lämken wurde von nichts anderem gesprochen als vom Niederreißen des großen, altväterischen Gasthauses.

„Sie müssen auf eine Table d'hote von mindestens hundert Gästen rechnen, abgesehen von all denen, die à la carte essen," sagt der Barbier, den alten Wirt am

Knopf haltend. „Wenn Sie das nicht thun, baut Ihnen ein andrer ein Hotel, und schwabb, hat er Ihnen die Gäste fortgenommen. Wie wollen Sie mit dieser alten Kabache — der Wirt wirft einen schmerzlichen Rundblick in seine schmucke Wirtschaft — das feine Publikum behalten, wenn ein modernes Hotel neben Ihnen steht? Sie müssen Kellner annehmen und ein paar feine Biermamsells in die Restauration!“ — Der Alte wirft einen bedauernden Blick auf die saubere Magd, die eben auf weißen Holzschuhen hereinklappert und die wie Silber glänzenden englischen Zinnteller auf das weiße Tischtuch stellt. Hat es ihm und seiner Frau nicht saure Arbeit gekostet, seine Leute zu dem zu machen, was sie sind, und nun genügt das alles nicht! Nun soll er sich mit diesen Zugvögeln von Sommerkellnern befassen, die mit den Servietten alles wischen, auch ihre Gesichter.

Nein, nein, er ändert nichts, dazu ist er zu alt. Er kann sich in keine neuen Gewohnheiten hineinfinden. Aber seine Ruhe ist hin. Er ist bisher der erste Gasthof gewesen; soll er es erleben, daß die elenden Kneipen „Zur Traube“ und „Zum fröhlichen Mann“ ihn mit einem Hotel Bellevue, Berg- oder Waldschlößchen aus seiner mit solcher Ruhe und Sicherheit behaupteten Position drängen? Das stachelt all den Ehrgeiz in ihm auf, der sich in der stillen Lichtenberger Atmosphäre niedergeschlagen hat. Die „Traube“ und der „Fröhliche Mann“ haben eine vorzügliche Lage; wenn die Preise der Grundstücke nächstens wirklich so steigen, wird es ihnen nicht schwer fallen, ein Baukapital aufzunehmen. Er betrachtet sein Haus von außen und innen. Kann es etwas Ein-

ladenderes, Gemütlicheres geben als dieses epheuumsponnene, winkelige, ausgebuchtete Haus mit seinen kühlen Schlafkammern, dem Gastzimmer mit seinen englischen Porzellansachen und Raritäten, die seine Frau zugebracht? Hatten die vornehmsten Fremden sich nicht in diesem Zimmer wohlgefühlt? Hatten sie nicht mit immer neuem Interesse die Schildereien des blauweißen Kachelofens, die Bilder an den Wänden und den Inhalt der Servante betrachtet? Hätte dieser Baumeister doch nie die Entdeckung im Moor gemacht!

Jeden Morgen, wenn er mit einem Alpdruck aufwachte, sah er durchs Fenster und erfreute sich an dem saftigen Landschaftsbild, in dem sein Gasthaus als das erste des Ortes ruhte, und dann malte er sich aus, da rechts, an Stelle des windschiefen Hüttchens „Zur Traube", ein großes Hotel mit Veranden, das ihm den Blick nach dem Walde abschneidet, links, an Stelle des kleinen Backsteinbaues, halb Materialwarengeschäft, halb Gastwirtschaft, ein Hotel mit Veranden, das ihm den Blick nach dem Wald abschneidet, und er dazwischen mit seinem alten Hause.

Er fühlte, daß es so kommen würde; das alte, liebe, gewohnte Lichtenberge ging seinem Ende entgegen; ein neues wird erstehen, an dem sein Auge sich nicht wird erfreuen können. Mit heimlichem Groll sah er jedem Wagen nach, der mit Baumaterial dem Walde zuschwankte. Mit stummer Verbissenheit beköstigte er in der Hinterküche einen Teil der beim Bau beschäftigten Arbeiter. Der Unterhaltung in der Honoratiorenstube ging er aus dem Wege. Er, der thätige, flinke Wirt, der keine Arbeit

scheute, fühlte keine Kraft mehr, sich an diesem Aufschwung zu beteiligen, lieber setzte er sich ganz zur Ruhe. Aber sein liebes Haus verkaufen war ebenso schmerzlich, als es abzureißen oder mit anzusehen, wie es in seinem Range heruntergehen sollte.

Thankmar hatte alle Hände voll zu thun. Er hatte sich ein Fuhrwerk gemietet, mit dem er bald hier, bald dort seine Arbeiten inspizierte. Graf Arne ließ einen neuen Schloßflügel bauen, Herr von Lerchenfeld wollte ein Stadthaus bauen. In Wolldorf sollte nun endlich die evangelische Kirche gebaut werden, und Thankmar war um einen Bauplan ersucht worden. Ein neues Gymnasium, ein Krankenhaus sollte gebaut werden; Thankmar konnte sicher sein, daß ihm diese Aufträge wurden. Es war eine Kette von Arbeiten, deren erster Ring die Übertragung des Kurhauses bildete.

Der Neider gab es genug; ihnen schien Thankmars Erfolg nur der Ausfluß fürstlicher Gunst. Sie gaben ihm das jetzt reichlich zurück, mit dem er einst auch um sich geworfen: „Streber, Fürstendiener, Kriecher, Günstling." Und doch war ihm nichts weiter geschehen, als wie sein Bruder ihn damals zurechtgewiesen, „er war bekannt geworden."

Das Kurhaus war Thankmars Lieblingsarbeit. Mit liebevollem Auge überwachte er die ebenfalls von ihm entworfenen Parkanlagen, die zugleich mit dem Bau ausgeführt wurden. Max war fast sein steter Begleiter. Der Knabe wußte nicht, woher es kam, aber jetzt konnte er mit viel ungehemmterem Enthusiasmus zu seinem jungen Onkel aufsehen. Dieser große Mann in wetterfester Joppe, hohen Stiefeln, in ernste Gedanken vertieft,

oder wenn er fröhlich mit dem Knaben war, auch wirklich fröhlich, frei von all den haarspalterischen Anwandlungen, frei von den pessimistischen Klagen über die verpfuschte Welt, der war dem frisch vorwärtsstrebenden mit Thatsachen rechnenden Knaben viel sympathischer.

Noch eine Erscheinung pflegte fast täglich den Bauplatz zu besuchen. Ein korpulenter, sehr nonchalant aber elegant gekleideter Herr mit einem kräftigen Spazierstock und einem lustigen Teckel. Es war der Erbprinz, der jetzt, da er sich aus dem Geräusch der Welt in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, sehr genügsam in seinen Abwechslungen geworden war. Es amüsierte ihn, das bienenemsige Arbeiten anzusehen. Seine Apathie nahm mit jedem Tage zu, aber zum erstenmal kam er auch hinter die Reize eines beschaulichen Lebens. Als im Winter die Hochzeit der Prinzessin vorüber war, die Bewohner der umliegenden Güter das Land verlassen hatten und das Schloß fast vereinsamt dalag, da konnte der Erbprinz die ganzen Vormittage am Fenster seiner Mutter gegenübersitzen und draußen die Krähen beobachten oder Journale durchblättern oder sich von dem ältesten Schloßgesinde ihre Schicksale erzählen lassen. Die wenigen Menschen, die den Verkehr mit dem Schloß aufrecht erhielten, floh er. Zum erstenmal verbrachte das alte fürstliche Paar den Winter daheim; aber auch zum erstenmal nach vielen Jahren war es in ihren Herzen verhältnismäßig licht geworden, um die Länge eines ländlichen Winters zu ertragen.

Das regelmäßige, stille Leben wirkte auf die Sinne des weltmüden Wanderers wie ein beruhigender Trank.

Jeden Abend erschien Thankmar zu einer Partie Schach mit dem Fürsten. Es war wunderbar, daß Thankmar jedesmal, wenn er den Salon betrat, in welchem die fürstliche Familie zusammen zu sein pflegte, einen durchdringenden Blick auf eine im Hintergrunde befindliche Tapetenthür warf. Einmal hatte er geglaubt, eine schöne Gestalt mit ungeschickten Bewegungen dahinter verschwinden zu sehen, aber es konnte auch eine Täuschung sein.

Wie vom Erdboden verschwunden war für ihn die schöne Tochter des Kammerdieners. Er schob es auf seine häufige Abwesenheit von Lichtenberge und ahnte nicht, daß sie sich jedesmal sorgfältig unterrichtete, ob er auch davongefahren, wenn sie ihre Besuche im Lämken, bei Leutnants oder sonstwo machte. Er wünschte lebhaft, sie wiederzusehen, und ärgerte sich jedesmal, wenn man ihm bei seinen Erkundigungen nach ihr sagte: „Sie war eben hier; sie kann noch nicht auf dem Schlosse sein.“

Tiefer Schnee liegt auf Berg und Thal. Im Schloßhof ist der Weg von Schneeschanzen eingefaßt. Thankmar hat im Kreise der fürstlichen Familie zu Mittag gespeist. Dann hat er sich in das Zimmer des Erbprinzen begeben, um, wie dieser vorgeschlagen, die dort aufgehäuften, aus aller Herren Länder gesammelten Bilder anzusehen. Thankmar ist noch nie in diesem Zimmer gewesen; das breite Bodenfenster eröffnet eine besonders schöne Aussicht. Rechts vom Fenster springt der Unterbau des Schlosses weit vor, einen großen Balkon tragend. Dieser Unterbau hat eine Thüre, welche auf ein verschneites Gärtchen führt. Es schwebt förmlich über dem Abgrund mit seiner runden Steinbalustrade.

Im Bogenfenster steht ein breiter Tisch, mit vielen Wappen bedeckt, und Thankmar hat alles um sich her vergessen über die Kunstblätter, die ihm der Prinz mit froher Geschäftigkeit — etwas Seltenes an ihm — vorlegt. Ab und zu wirft er ein erklärendes Wort dazwischen. Es ist die einzige Passion, die er noch pflegt. Thankmar nickt beistimmend mit dem Kopf, ohne aufzusehen — aber jetzt schüttelt er ihn energisch. Er hat eine so offenbar flämische Schönheit vor sich, und der Prinz sagt: „Ganz Florentiner Genre — ganz Florentiner Genre!"

Thankmar sieht auf — o, der Fürst hat seinen Blick ja gar nicht auf dem Blatt, er folgt dessen Augen zum Fenster hinaus, und für einen Moment überkommt ihn ein seltsames Gefühl. Da unten im Gärtchen auf dem Felsvorsprung wirtschaftet Gertrud Meisenheim in dem lockeren Schnee herum mit einem Werkzeug, das nichts andres ist als ein Besen. Rechts und links fliegt der daunenartige Schnee; der Weg zu dem runden Steintisch an der Balustrade ist bald frei. Einen Moment steht sie auf ihr Werkzeug gestützt und blickt in das winterliche Thal hinab. Kopf und Schultern sind in ein weiches Gewebe gehüllt, und ihr in der Winterkälte blühendes Gesicht schaut doppelt lieblich daraus hervor. Wie anmutig sie in ihrer Haltung ist, trotzdem Thankmar weiß, daß es ein Besen ist, auf den sie sich stützt! Sie streift den Schnee von dem Tisch und leert ein Säckchen Körner auf demselben, worauf sich sogleich ein Schwarm Vögel von den Firsten stürzt.

Sie will sich zur Thüre zurückwenden, aber etwas zwingt sie, ihren Blick zu den über ihr liegenden Fenstern

zu erheben, sie sieht im ersten Augenblick nur den Prinzen, und sie macht ihm, der sie freundlich grüßt, den gewohnten feierlichen Knix, wie sie es jedem Gliede der fürstlichen Familie gegenüber zu thun von Kindheit auf angehalten war; dann aber erweitern sich ihre Augen, und ohne noch einmal genauer hinzusehen, wer es eigentlich ist, der hinter dem Prinzen steht, geht sie mit drei majestätischen Schritten in ihre Wohnung.

Wie sie sich über diesen Baumeister ärgert! Keinen Schritt kann sie in Lichtenberge thun, ohne zu befürchten, daß er um die nächste Ecke biegt. Die guten alten Leutnants kann sie nicht besuchen, ohne zu befürchten, daß er ins Zimmer tritt. Sie kann mit Max keinen Spaziergang machen, ohne daß er vorschlägt, den Onkel auf dem Bauplatz zu besuchen. Sie kann nicht mehr englisch sprechen mit der alten Engländerin im Lämken. Wenn er doch erst weit weg wäre, der hochmütige, unausstehliche Mensch!

„Was für eine Schönheit das kleine Ding geworden ist!" sagt der Prinz mit Kennermiene, sein kleines Bärtchen drehend.

Ein dunkler Blick fliegt aus Thankmars Augen über den Prinzen, und ein heißes, neidisches Gefühl zuckt durch sein Herz. Wenn er von des Prinzen abenteuerlichem Leben gehört, hatte er es zum Teil für lavinenartigen Klatsch gehalten, wie er sich so leicht an die Sohlen eines den Freuden des Lebens nicht abholden reichen, hochstehenden Mannes heftet. Jetzt zuckt der argwöhnische Gedanke: „Wenn das alles dennoch wahr wäre!" durch seinen Kopf, und unwillkürlich die Hand

auf dem Tische fester schließend, sagt er im stillen: „Du brauchst auch nicht zu denken, daß alles Schöne für dich geschaffen ist.“ Seine Freude an den Kunstsachen war dahin, und als er im Sternenschein nach Hause ging, versuchte er sich klar zu machen, weshalb ihn der bewundernde Ausruf des Prinzen so erregt.

Er hat sie all die langen Wochen schmerzlich vermißt, aber da er sie jetzt wiedergesehen in ihrer wunderbaren Schönheit, da erfaßt ihn eine Unruhe und Sehnsucht, die ihm bisher völlig fremd gewesen. Und dann der Gedanke, daß die Fenster des galanten Prinzen auf ihre Wohnung gehen. Wie ihn das: „Florentiner Genre, Florentiner Genre“ — „Donnerwetter, was für eine Schönheit die Kleine geworden ist!“ ärgert! Ihm war es, als müßte er sich zu ihrem Beschützer aufwerfen. Er wollte sobald als möglich ihr und ihrem Vater einen Besuch machen, aber dieser Besuch endete sehr unerquicklich. Die Unterhaltung ging so lahm und steif, daß alle erleichtert aufatmeten, als Thankmar sich entfernt. Seit er wieder in voller Thätigkeit war, hatte er das Lämken vernachlässigt, dem alten Kammerdiener war er entfremdet, Trudchen hatte ihre Unbefangenheit eingebüßt und er ebenfalls.

So war Weihnachten herangekommen — für Trudchen nicht mehr so schön als in früheren Jahren; sie stellte mehr Ansprüche an Glück, sie war unzufrieden, und alle die kleinen Freuden und Überraschungen, welche sonst diese Zeit brachte, erfüllten ihr Herz nur mit Wehmut.

Der Weg nach dem Schlosse war gefährlich glatt von all den kleinen Handschlitten, welche die Kinder

von Lichtenberge in jedem ihnen zur Disposition stehenden Augenblick hinaufschleppten und hinuntergleiten ließen. Mit Mühe zog sich Gertrud, nach den Zweigen des Buschwerks greifend, an einer besonders steilen Strecke empor. Früher hatte ihr ein solcher Kampf Vergnügen bereitet; auch das war vorbei; sie war sich bewußt, daß sie mit der Jugend abgeschlossen, daß all die kleinen Freuden erblaßten, seit sie im Sommer eine Ahnung bekommen von dem in Romanen und Gedichten gefeierten Höhepunkt des Lebens. Und sie kannte noch nicht den Abstieg, den die meisten von diesem Höhepunkt machen müssen; sie hatte noch so wenig erfahren von dem Kummer und Herzweh, der jedes Glück anfrißt; sie glaubte unendlich glücklich auf Erden werden zu können, wenn das, was ihr Herz verlangte, geschähe, unendlich unglücklich, wenn das nicht einträfe. Das Dasein eines erträglichen, ja nach und nach angenehmen und noch recht interessanten Mittelweges war ihr im Augenblick unbekannt. Sie wünschte nur, diesen hochmütigen, ehrgeizigen Menschen niemals gesehen zu haben, und wähnte, in diesem Falle in ihrem dämmerigen Kinderfrieden bis ans Ende fortgehen zu können. Aber gerade, da sie dieses dachte, stand er vor ihr; sie ließ den mühsam ergriffenen Zweig fahren, ihre Füße glitten auf dem steilen, spiegelglatten Boden aus, und in einem Moment war sie weit von ihm entfernt. Ärgerlich richtete sie sich an dem Baum auf. Die Situation war unleugbar lächerlich, und diese beiden trotz ihrer bis zum Moment sehr ernsten Stimmung konnten der Versuchung nicht widerstehen, sie lachten, lachten wie

zwei Menschen, die durch eine unerwartete Begegnung freudig angeregt sind.

Thankmar, welcher Eissporen an den Füßen hatte, bot dem jungen Mädchen seinen Arm, den sie aber dankend ablehnte und sich lieber mit Mühe und Angst den eben herabgerutschten Weg hinaufquälte.

„Dann ersehe ich, daß Ihnen meine Gegenwart zuwider ist, und will Ihnen den Weg allein überlassen!" sagte er, und die Bitterkeit seines Tones frappierte Gertrud.

„Ich denke, es konnte Ihnen nicht angenehm sein, mit mir zusammen vom Schlosse aus gesehen zu werden," sagte sie einfach.

„Was?" ruft Thankmar voll echten Staunens, „wie soll ich das verstehen?"

„Ich bin die Tochter des Kammerdieners und Sie?"

„Und ich bin sehr stolz! wollten Sie sagen. O Fräulein Gertrud, was für Gedanken legen Sie mir unter? Und ich weiß doch von nichts anderem, als daß Ihr Bild mich bei Tag und bei Nacht verfolgt. Ihr Bild, wie Sie im Walde saßen und ich in meiner Verwirrung, in meiner Verzweiflung, die eine Folge meiner Eitelkeit und Narrheit war, in Ihren Schutz flüchtete und Ihre klaren Gedanken so beruhigend auf meine gräßliche Stimmung wirkten. Ich kann nicht anders! Sie geben mir keine Gelegenheit zu einer Einleitung; ich muß hier auf dem Wege zur Sprache bringen, was mir keine Ruhe läßt; Gertrud, ich liebe Sie, und wenn Sie Sich aus mir nichts machen, dann will ich von

hier fortgehen, wo mir jeder Stein teuer ist, dann ist mir alles egal!“

Gertrud greift wieder nach den Zweigen, sie hält sich fest und, stehen bleibend, sieht sie ihn mit einem erstaunten Blicke an, und dann, tief Atem holend, kommt es fast unbewußt über ihre Lippen: „Und die Prinzessin?“

„Die Prinzessin?“ wiederholt Thankmar, als sie schweigt.

„So schnell vergessen?“

„Ich habe die Prinzessin nie geliebt, und jener Mensch, der seine Augen auf sie richtete, das war nicht derjenige, der vor Ihnen steht. Ich hoffe, ich bin den hohlen, eiteln Narren losgeworden. Fräulein Gertrud, glauben Sie es mir, in meinem Herzen hat nie ein andres Bild gestanden als das Ihre.“

Gertrud schweigt. Sie konnte keine Worte finden in dem Tumult ihrer Gedanken; aber als er ihr, ihrem strauchelnden Gange aufzuhelfen, wiederum den Arm bot, legte sie ihre Hand hinein. Aber er bekommt kein Wort zu hören, kein Blick erreichte ihr gesenktes Gesicht. Er mußte dennoch zufrieden sein; denn als sie zusammen in die Wohnung des alten Meisenheim treten, sieht er so glücklich aus, daß der alte Herr gleich eine Bemerkung darüber machte.

* *
*

Einige Jahre sind vergangen. In Lichtenberge hat sich vieles verändert. Das Bürgermeisterhaus ist nicht mehr das schönste Haus, und das Lämmken ist nicht mehr der erste Gasthof. Die alten Fastjes sind tot, und auf

der Stelle, wo das behagliche Gasthaus stand, ist ein rot backsteinernes Stationsgebäude der Eisenbahn errichtet; da, wo Frau Fastje ihre Levkojen- und Aurikelbeete pflegte, liegen die Schienen, welche den Verkehr mit der großen Welt aufrecht erhalten. Villen und Logierhäuser ziehen sich die Bergstraße entlang dem Walde zu; eine Pferdeeisenbahn führt nach den Quellen und Moorbädern, welche das Aufblühen des ganzen Ortes verursacht haben. Im fürstlichen Parke hallt es wider von Kinderstimmen, und elegante Toiletten paradieren in den breiten Alleen, in denen Max Meschede stundenlang umherträumen konnte, ohne einen Menschen zu treffen. Und wenn dann ein leichter Wagen durch die Alleen fährt, die Zügel in den Händen eines rüstigen, weißhaarigen Herrn, im Fond ein junges Paar und drei rosige Kinder auf dem Rücksitz, dann geht es an ein Hüteabnehmen und Knixen, dem man ansieht, daß die Gegenwart eines Fürsten immer etwas Elektrisierendes hat, selbst für jene freien Amerikaner, die in Lichtenberge eine förmliche Kolonie bilden.

Graf Arne ist als Erbe anerkannt, seit der kränkliche Erbprinz sich gänzlich in die Verborgenheit begeben. Prinz Winkelried bewohnt den abgelegensten Teil des Schlosses. Ihm fehlt die Geduld, die ein hochgeborner Mann mehr denn andre im Verkehr bedarf; die Menschen langweilen ihn und irritieren seine Nerven.

Manche behaupten, er sei geisteskrank; doch dem war nicht so. Wenn er still vor sich hinsann, stundenlang allein, so war das kein dumpfes Hinbrüten. Dann hieß es, er wäre ganz bigott, oder: „Ja, ja, wenn der Teufel alt wird, wird er fromm.“

Als ihm letztere Ansicht einmal durch eine taktvolle Zeitung mitgeteilt wurde, hatte er nur still gesagt, daß das auch das einzig Richtige wäre. Zu den wenigen Menschen, die bei ihm Zutritt hatten, gehörte Baumeister Meschede, welcher allsommerlich im Walde seine eigene Villa bezog. An dem thätigen, hochstrebenden Mann hatte der Prinz seine bewundernde Freude. Es war auch ein glücklicher Mann, dieser „schöne Thankmar“, trotz seiner vielen Berufssorgen und der Häuslichkeit, die so gar nicht jene in alle Details gehende Eleganz erreichen und behalten konnte, ohne die er früher glaubte nicht leben zu können. Er hatte eine geistig bedeutende und wahrhaft ideale Frau geheiratet, die niemals die Hauptsachen des Lebens außer Augen ließ, die wohl den Sinn für eine schöne Außenseite des Lebens besaß, aber nicht die praktische Umsicht, sie schön zu gestalten. Ordentlich in einem großartigen Sinn war ihr Haushalt, aber da ihre vielen Kinder ihre Zeit so in Anspruch nahmen, hatte sie wenig übrig, an die Zierlichkeit ihres Hauses zu denken. Sollte man die Kinder den guten Stuben zum Opfer bringen oder der Toilette oder großartigen Gesellschaft?

Aber Thankmar wünschte sich keine andre Häuslichkeit als diese schlichten Räume; ihn, dem Kinder früher ein Greuel, machten seine eignen nicht nervös. Sie konnten alles von unten nach oben kehren, er sah keine Unordnung. Wenn er von seinen Reisen voller Sehnsucht heimwärts eilte in die warme, von Liebe durchtränkte Atmosphäre seines Daheims, wenn er seiner kleinen, lieblichen Frau gedachte, dann malte er sich oft voll Selbstironie das

Leben aus, das er nun an der Seite der Prinzessin hätte führen müssen, wenn es ihm gelungen, sie zu gewinnen. Es wehte ihn so kalt an, der Gedanke an die geistreichen Unterhaltungen. O, wie entsetzlich wäre dieses künstlich geschraubte Glück zerfallen! Und wer hätte ihn trösten sollen? Daß es da und dort hieß: „Denkt euch, dem seine Frau ist eine Prinzessin!“ Nein, er war einem Unglück entronnen, daß er nicht die Tochter des Fürsten, sondern die Tochter des Kammerdieners bekommen.

Vornehme Ruhe, ein Leben der höchsten Eleganz war sein Ideal gewesen, und nun tyrannisierte ihn ein Häufchen kleiner Kinder, ließ sein Hauswesen zu keiner vornehmen Ruhe kommen, zwang ihn zu all den Frondiensten, wie er sie früher an gutmütigen Vätern verachtet, und machte ihm nichts so interessant als das verschiedene Befinden in der kleinen Schar. Denn seit er seinen ältesten Jungen begraben, fühlte er sich nicht sicher in seinem Besitz. Die gute alte Leutnantin, die ihn in Zeiten schwerer Sorge an den kleinen Krankenbetten beobachtet, kann sich nicht enthalten, ihm zu sagen, wie sie nie geglaubt, daß er solche Ähnlichkeit mit ihrem Mann haben könne.

„Sie müßten Sich bloß noch das Käppchen aufsetzen, das ich Ihnen gestickt, und Ihr Frauchen müßte Ihnen erlauben, im Schlafrock zu erscheinen, dann wären Sie gerade so gemütlich wie mein Alterchen.“

Thankmar fährt sich entsetzt über sein bürstengleiches Haar. — „Das Käppchen ist wunderhübsch, und wenn ich Großvater bin, will ich es tragen; aber tagüber im Schlaf-

rock — nie!" Und Doktor Max Meschede erklärt, die Welt habe sich geändert, in Schlafrock, Käppchen und Pantoffeln könne man nicht mehr mit.

Da nimmt der gute alte Leutnant die Pfeife aus dem Munde und sieht seufzend nach seinem Seidel. „Ja, die Zeiten sind in Lichtenberge vorüber, wo man so über die Straße ziehen konnte," sagte er. „Und wer hat hier alles auf den Kopf gestellt? Mein, des alten Leutnants Bruder!"

A. Schmidts Verlag in Anklam.

Durch den ganzen Buchhandel zu beziehen.

Agahd, Der heil. Christabend in der Volksschule. 25 Pf.
Alcock, Aus der Zeit von John Knox. Brosch. 5 M., geb. 6 M.
— Die spanischen Brüder. Brosch. 3 M., geb. 4 M.
— — Bergstrom-Edition. Brosch. 1,80 M., geb. 2,50 M.
— Denksteine aus ält. u. neuerer Zeit. Brosch. 3,60 M., geb. 4,60 M.
— Geneviève, od.: Die Kinder v. Port Royal. Br. 4 M., geb. 5 M.
— — Bergstrom-Edition. Brosch. 1,80 M., geb. 2,50 M.
— Im Dienst d. Königs. Kreuz u. Krone. Br. 3,50 M., geb. 4,50 M.
— Ohne Kreuz keine Krone. Brosch. 3 M., geb. 4 M.
— Die Schüler der ewigen Stadt. Bergstrom-Edition. Brosch. 2 M., geb. 3 M.
— Unter dem Kreuze des Südens. Brosch. 3 M., geb. 4 M.
— — 3. Aufl. Bergstrom-Edition. 1890. 1,80 M., geb. 2,50 M.
— Weltleben und Gottesleben. Brosch. 5 M., geb. 6 M.
— Der Zar. 1887. Brosch. 5 M., geb. 6 M.
Arndts Katechismus-Predigten. Geb. in Kaliko 1,75 M.
Bast, Kerngebete. 10 Pf.
Beckey, Halleluja. Geb. 40 Pf.
— Hosianna. Geistl. Liederbuch. Geb. 40 Pf.
— Sieben geistl. Lieder mit Klavierbegleitung. Brosch. 75 Pf.
Boy, Friedenskind. 1890. 10 Pf.
— — Größere Ausgabe. 1889. 15 Pf.
— Sechs Weihnachtsgeschichten. 15 Pf.
Christlieb, Pastortöchterleins Irrfahrten. Kart. 60 Pf., geb. 90 Pf.
Dollen, Streifzüge durch Pommern. 4 Bde. Geb. 25 M., in Heften 1,50 M. bis 2,50 M.
Eickhoff, Dr. Martin Luthers Leben. 15 Pf.
Fernheim, Zwischen Elbe u. Weichsel. Brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M.
Friedrich, Georg Calixtus, der Unionsmann des 17. Jahrh. 75 Pf.
Fürer, Verloren und gerettet. Brosch. 40 Pf., geb. 50 Pf.
Gasparin, Einer unter sieben. Brosch. 50 Pf.
— In Flur und Wald. 3 M., geb. 4 M.

Genz, Die Lokalkenntnis der Bibel. 50 Pf.
Groschenbibliothek:
Meinhold, Der Grenadier als Generalsuperintendent. 10 Pf.
Müller, Joachim Nettelbeck, der wackere Kolberger. 10 Pf.
Oeser, Gottesgericht. 10 Pf.
Spreer, Straßburgs Eichenkranz. 10 Pf.
Unruh, Ein Weihnachtsfest auf der Flucht. 10 Pf.
Habermann, Christl. Morgen- und Abendgebete. Geb. 25 Pf., große Ausgabe 75 Pf.
Hausig, Pomponia, oder: Das Evangelium am Hofe des Kaisers. Geb. 3 M.
Hausschatz, Der christliche. 3 M., in Kaliko 4 M., in eleg. Led. mit Goldschn. 6,50 M.
Hohenau, Kampf und Sieg. 2 M., geb. 2,80 M.
Hückstädt, Festpredigten. Brosch. 1,60 M., geb. 2 M.
— Die Gotteskindschaft. 2,60 M., geb. 3 M., eleg. geb. 3,50 M.
— Jesu nach! Ein Lebenswort an Konfirmanden. 15 Pf.
— Lehrbegriff des Hirten. 1,20 M.
Jahn, Goldkörner, der gesunde Menschenverstand. 25 Pf.
Jaspis, Luthers kleiner Katechismus. 6 Pf.
Kalender:
Armee-Kalender (Abreiß-Kalender) für 1892. 1 M.
Landeskirchenkalender (Abr.-Kalender) für 1892. 50 Pf.
Kaiserkalender. 15 Pf., 100 Ex. für 10 M.
Luthers Schatzkästlein auf alle Tage im Jahre. 1,75 M.
Meinhold, Eben-Ezer. Predigten über die Evangel. des Kirchenjahres. Br. 3,60 M., geb. in Halbld. 4 M., Halbfrzbd. 4,50 M.
Meyer, Elias u. d. Geheimnis seiner Macht. Br. 2,40 M., geb. 3 M.
— — Billige Ausgabe. 2 M., geb. 2,50 M.
Minter, Wollin, die heil. Insel. 25 Pf.
Noel, Von Geschlecht zu Geschlecht. Brosch. 2,60 M., geb. 3 M.
Perlen. Erzählungen für jung u. alt. 5 Pf. 10 Perlen geb. 80 Pf.
Petrich, Johann Bugenhagen. 15 Pf.
— Pommersches Missionsbuch. 1 M.
Rothschütz, Allerlei aus dem Leben. 3 Hefte. Kart. à 20 Pf.
— Alpenveilchen. Kart. 1 M., geb. 1,20 M.
— Bei Gott ist kein Ding unmöglich! Kart. 20 Pf.
— Durch Nacht zum Licht. Kart. 20 Pf.
— Führe uns nicht in Versuchung! Gerettet. Kart. 20 Pf.

Rothschütz, Gabriels Heirat. Kart. 20 Pf.
— Ich will! Kart. 40 Pf.
— In der Verbannung. Brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M.
— In Kriegsgefangenschaft. Kart. 20 Pf.
— Mein Blaubuch. Brosch. 2 M., geb. 3 M.
— Mit achtzig Jahren. Kart. 20 Pf.
— Der Rat der Paten. — Osterglocken. Kart. 20 Pf.
— Der Steuermann der „Claudia". Kart. 20 Pf.
— Das Testament. Kart. 75 Pf., geb. in Kal. 1,20 M.
— Unfehlbar. Brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M.
— Die Witwe von Sarepta. Kart. 20 Pf.
— Die Wunderblume. Kart. 20 Pf.
— Zwei Sommernächte und ein Wintertag. Kart. 40 Pf.
Rundle-Charles, Bilder des Lebens aus christl. Geschichte. Brosch. 4 M., geb. 5 M.
— Drei Märtyrer des 19. Jahrh. Brosch. 2,50 M., geb. 3 M.
— Gegen den Strom. Brosch. 3 M., geb. 4 M.
Schmolcks Güldenes Kleinod. Geb. 60 Pf. Morgen- und Abendandachten. 90 Pf.
Starks Hand-Buch. Geb. 1,50 M.
Thiele, Bunte Falter. Brosch. 2 M., m. Goldsch. 2,50 M.
Thomas v. Kempis, Die Nachfolge Christi. Geb. 1 M., geb. mit Goldschn. 1,30 M., Prachtband 1,80 M.
Vergißmeinnicht, Christliches. Eleg. geb. m. Goldschn. 1 M.
" **Friede sei mit dir.** 1 M.
" **Gott zum Gruß.** 1 M.
Wetherell, Queechy. Brosch. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten.
Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau.

[illegible], Göttliche Gnade. Kart. 20 Pf.
— Ich will! Kart. 40 Pf.
— In der Verbannung. Roman. 2,50 M., geb. 3,50 M.
— [illegible]. Kart. 20 Pf.
— [illegible]. Erzähl. 2 M., geb. 3 M.
— Die nächsten Pflichten. Kart. 20 Pf.
— Der Rat der Mutter. — Christinchen. Kart. 20 Pf.
— Im Sonnenschein des „Musikus“. Kart. 20 Pf.
— Das [illegible]. Kart. 75 Pf., geb. in Kart. 1,20 M.
— [illegible]. Erzähl. 2,50 M., geb. 3,50 M.
— Die [illegible] vom [illegible]. Kart. 20 Pf.
— Die [illegible]. Kart. 20 Pf.
— Zwei Sommernächte und ein Wintertag. Kart. 40 Pf.
[illegible], Bilder des Lebens aus christl. Gedichte. Erzähl. 3 M., geb. 4 M.
— Drei Wanderer des 20. Jahrh. Erzähl. 2,50 M., geb. 3 M.
— Gegen den Strom. Erzähl. 3 M., geb. 4 M.
[illegible], Gläsernes [illegible]. Geb. 40 Pf. Morgen- und Abendandachten. 90 Pf.
[illegible] Hand-Buch. Geb. 1,50 M.
Thiele, Bunte Falter. Erzähl. 2 M., m. Goldsch. 2,50 M.
Thomas v. Kempis, Die Nachfolge Christi. Geb. 1 M., geb. mit Goldschn. 1,30 M.
[illegible], Christliche [illegible] 1 M.
Friede sei mit [illegible] Pf.
Gott [illegible]
[illegible], [illegible] M.

Buchdruckerei der [illegible]
[illegible]